

2009

Marc Oliver Hänig

Sei bereit / Polanskis Grusical mit großer Garderobe: Das Metronom Theater bittet zum „Tanz der Vampire“

33

Michael Nicolas

Von der Wiege über den Wirtschaftskrimi bis zum Weltkonzern / 250 museumsreife Jahre – die St. Antony-Hütte

39

Peter Voss

Arm, aber sexy / Bodenständigkeit, Augenmaß und seriöses Arbeiten haben RWO aus der Krise zurück in die Zweite Liga geführt

45

Marc Oliver Hänig

Der Titan / Heavy Metal an der Landstraße: Die aufwändig restaurierten Krupp-Laster der Spedition Hoffmann sind noch fahrtüchtig – und doch reif fürs Museum

51

Astrid Knümann

Gnadenbrot in der Villa Kunterbunt / Verein für Pferde in Not kümmert sich um vernachlässigte Pferde

57

Gustav Wentz

Modernes Gebäude in Parkstadt-Tradition / Stadtparkasse Oberhausen ist über 140 Jahre alt – und wirkt so jung wie nie

61

Helmut Kawohl

Die Armut lindern / Oberhausener Tafel versorgt wöchentlich 700 Menschen mit Lebensmitteln

65

Michael Schmitz

Vorhang auf / Unter der neuen Leitung hat sich das Theater praktisch über Nacht deutschlandweite Reputanz erworben

71

Gustav Wentz

Zwei erfolgreiche Sprösslinge einer 250 Jahre alten Wurzel / MAN Turbo und GHH Radsatz mischen weltweit mit

77

Marc Hippler

Gesichter hinter dem Spiegel / Wie in Sterkrade Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam Theater machen und warum Proben dabei wichtiger sind als Premieren

81

Michael Schmitz Gottes Teufelskerl / Zwölf Jahre lang hat „Don Emilio“ Prälat Emil Breithecker als Stadtdechant die Katholische Stadtkirche Oberhausen geprägt	85
Friedel Kaufhold Auf Papas Schoß im Lieferwagen zum Radrennen / 80 Jahre RSV Blau-Gelb Oberhausen – eine Erfolgsgeschichte dreier Männer: Nikolaus und Ferdinand Rück und Werner Perz	97
Dirk Hein Liebling, ich habe das Revier geschrumpft / In der neuen Modellbahnwelt an der Marina liegen die Besonderheiten im Detail	101
Michael Schmitz „Nichts geht mehr“ geht nicht / Seit 1952 wartet der 76-jährige Filmvorführer Oskar Schwab den Maschinenpark im Lichtburg Filmpalast	105
Martin Berger Ein Mann für schwere Jungs / Wasserballer Julian Real war in Peking Oberhausens einziger aktiver Olympionike	111
Helmut Kawohl Jetzt kommt der Blick in den Weltraum / „Sternstunden“ folgen im Gasometer auf „Das Auge des Himmels“	117
Martina Nattermann Zu neuen Ufern / Die beiden Konfessionen im Umbruch: Neue Gemeindestrukturen und neue Repräsentanten an der Spitze	123
Marc Oliver Hänig Wachstumsschub / Das CentrO erweitert sich um 30 000 Quadratmeter und 700 Arbeitsplätze	129
Gudrun Mattern Schräg und schrill / Holger Hagemeyers Theater an der Niebuhrg fühlt sich an keinen Kulturauftrag gebunden	133
Gerd Wallhorn Draußen und frei / Pfadfinder-Erlebnisse können Eltern nicht bieten	137

Ralf Bögeholz Ehrgeizig und harmoniebedürftig / Julia Gajewski steht für den Damen-Basketball in Oberhausen	141
Hannes Fritsche Als Fußball noch kein Event war / Vor 40 Jahren stieg Rot-Weiß Oberhausen mit Adi Preißler in die Bundesliga auf	145
Rusen Tayfur „In meiner Brust schlagen zwei Herzen“ / Zu Besuch bei Oberhausenern, die als Gastarbeiter kamen und heimisch wurden – Zwei Familien, zwei Geschichten: die Senocaks und die Scribanos	149
Klaus Müller Die „perfekte Welle“ reicht bis ins Weltall / Oberhausener Amateur-Radio Club DOKL18 ist seit über 60 Jahren „on air“	153
Willi Mohrs Die Drehscheibe der Region / Von der Straße aufs Schiff, vom Schiff auf die Bahn: 17 000 Arbeitsplätze hängen in Duisburg am Hafen	157
Helmut Kawohl Blick zurück auf 2008 / Oberhausener Schlagzeilen	162

OBERHAUSEN '09



26. Jahrbuch

TITELBILD

ÖPNV-Haltestelle - „Neue Mitte“ illuminiert durch malerischen Sonnenuntergang

RÜCKSEITE

*Imposante technische Details vom Wahrzeichen unserer Stadt, dem Gasometer
(Fotos: Tom Thöne)*

HERAUSGEBER

*Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH, Bereich Stadtwerbung,
und mit freundlicher Unterstützung
der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

November 2008



VON MICHAEL SCHMITZ

Jeder Hobbyfotograf kennt das: die Kamera wird in der Nacht auf ein Gebäude gerichtet, das Bild zeigt später scharfe Kontraste zwischen Kunstlicht und Schatten. Oder auf einer Innenaufnahme ist ein Fenster zu sehen: entweder ist das Fenster zu hell, weil man auf den Raum belichtet, oder der Raum ist zu dunkel, weil man auf das Fenster belichtet. Die folgende Bildgeschichte gibt den Motiven bis in jeden Blickwinkel ihr natürliches Licht, für den Betrachter wirken die Aufnahmen auf den ersten Blick gelegentlich wie aus einzelnen Elementen komponiert. Und tatsächlich wird der endgültige Bildeffekt erst nach dem Fotografieren durch Bearbeitung am Bildschirm erzielt - wir sprechen von der sogenannten HDR-Technik. Die Technik besteht darin, den Kontrastumfang heutiger Digitalkameras - wie damals auch in der analogen Filmfotografie - anzugleichen.

Tom Thöne, seit 1991 in Oberhausen für das WAZ-Bild verantwortlich, hat sich für diese Fotos intensiv mit HDR „High Dynamic Range“ auseinandergesetzt und die Möglichkeiten dieser ganz speziellen Technik in ihrer Vielfalt ausgelotet. Von jedem Motiv hat er eine Aufnahmenreihe mit unterschiedlichen Belichtungen bei fester Blende und Schärfe gemacht, natürlich mit einem stabilen Stativ. Schwierig wird es bei Objekten, die sich bewegen. Menschen etwa, aber auch ein vom Sturm gepeitschter Wolkenhimmel können Doppelbilder verursachen, auch Unschärfen. Am Rechner wird nach dem Fotografieren aus mehreren unterschiedlich belichteten Aufnahmen ein Bild berechnet, das der natürlichen Sichtweise des Auges ganz nahe kommt, so nahe, wie es Tom Thöne für die folgenden Bilder beim Variieren der einzelnen Parameter wie Sättigung, Farben, Kontrast, Helligkeit, Detailschärfe und Gesamteindruck erarbeitet hat.

Allerdings gehört intensives Training zur Arbeit mit HDR, auch die Kunst, sich zu zügeln. Wer die Möglichkeiten des Verfahrens übertreibt, wird ein Ergebnis erzielen, das letztlich nur wie eine billige Montage daherkommt und nicht die verblüffende Authentizität der folgenden Bilder vermittelt.

Rechts der Blick aus der Panoramagalerie auf das Eingangsportal des großen Schlosses zeigt eine der schönsten Kulissen unserer Stadt als ein bis ins Detail gearbeitetes Ensemble.





en

Arbeit im Stehen

Wichtigkeit / Nässe

Hektik

Schieben / Ziehen

taktgebunden

Schall

unvollständige

Termindruck

Wechsel der Arbeitsrichtung

Gerüche / Dämpfe

Genauigkeit

Leistungsdruck

Verantwortung

Lärm

fehlende Kontakt

Kontrolliert werden

Unfallrisiko

Bewegung

Über

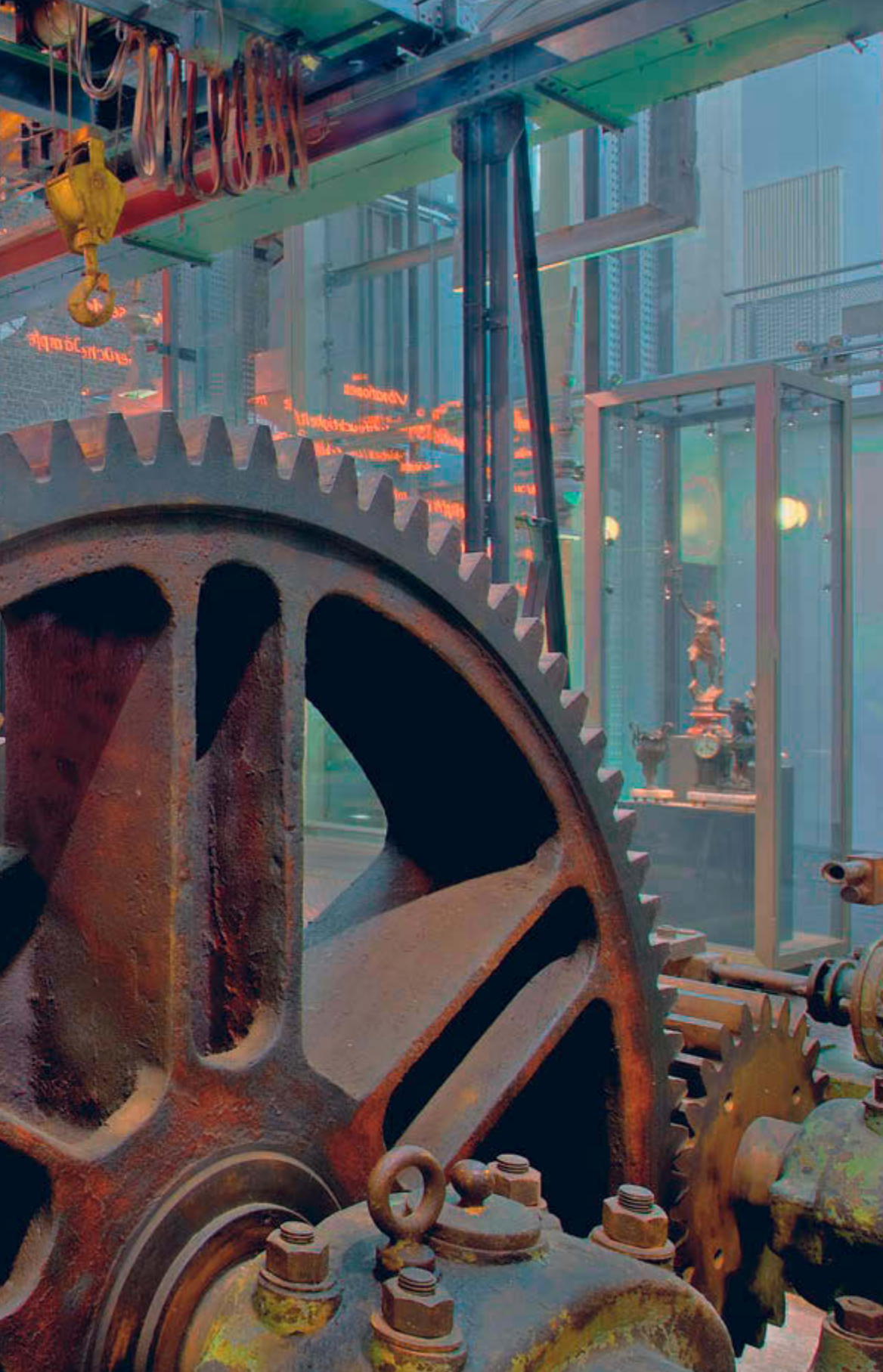
leben

Zufall

nebenbei

bestehen

Heute



Mittels einer noch sehr jungen Form der Foto-Bearbeitung sind die Zeugen schwerindustrieller Vergangenheit im LVR-Industriemuseum bis in feinste Strukturen zu sehen.

*Mit konventioneller Technik
ist im dunklen Schuppen der
mittelalterlichen Burg Vondern
kein Auto sichtbar.*







Das sind die Momente, die HDR für den Fotografen spannend machen. Die Barriere zwischen Licht und Schatten wird beim Spiel der Kleeblätter aufgehoben.



*Eine Industrieidylle in Reinkultur,
deren Zauber bis in die Breite und
die Tiefe detailliert ausgelotet ist.
So schön kennt der Hobbyfoto-
graf das Szenario nur vom
bloßen Auge.*





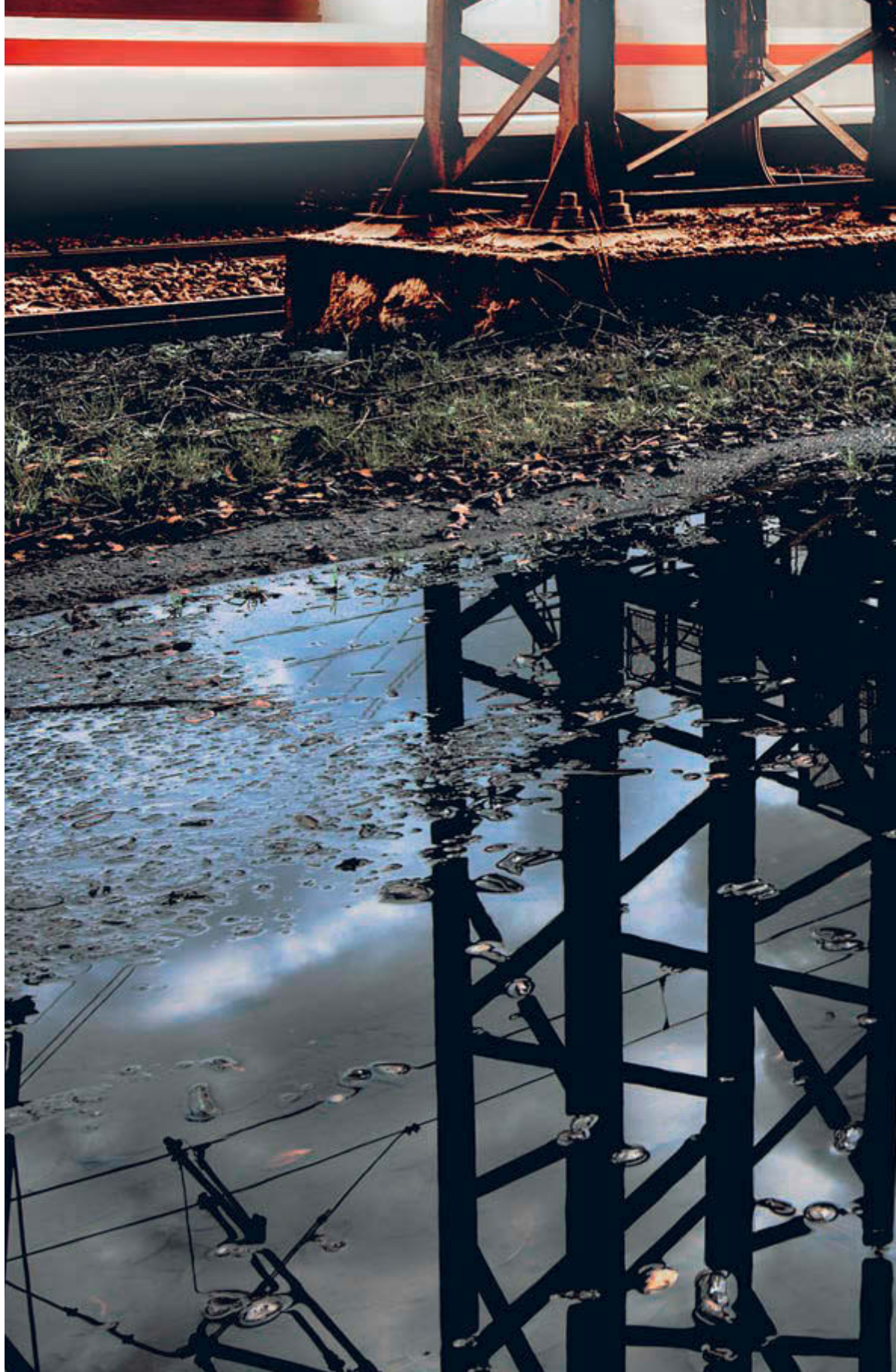
Westein





Warum ist der Tunnel nicht stockfinster, wenn man, vom Zentrum Altenberg kommend, seinen Fotoapparat Richtung Treppenaufgang zum Bahnhofsvorplatz richtet?

*Die Brücke spiegelt sich
aufregend scharf in einer Pfütze
nahe an den Bahngleisen, auf der
Wasseroberfläche schwimmt
abgefallenes Laub, als sei es
vergoldet. Nur den ICE konnte der
Fotograf nicht anhalten.*



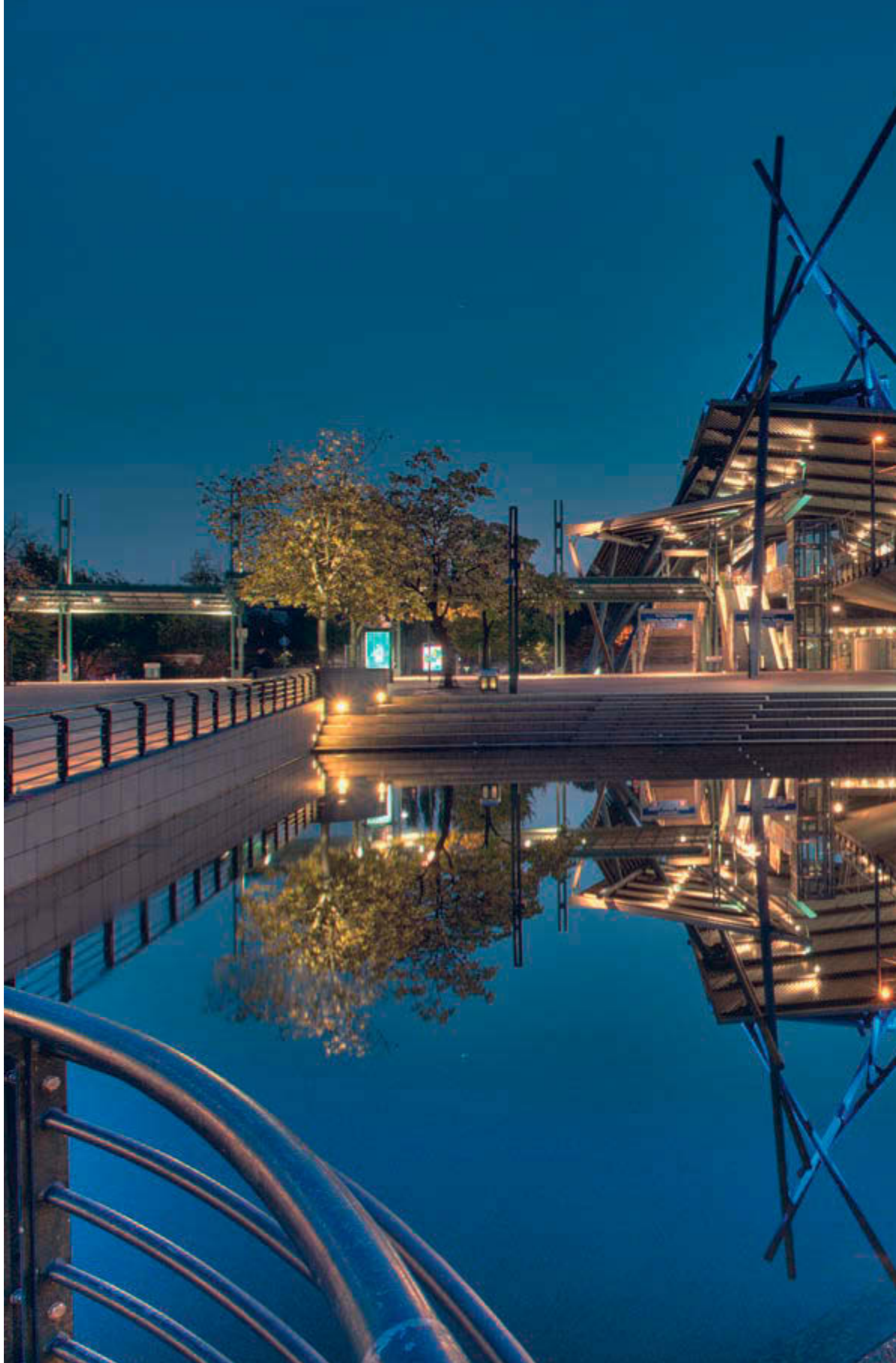






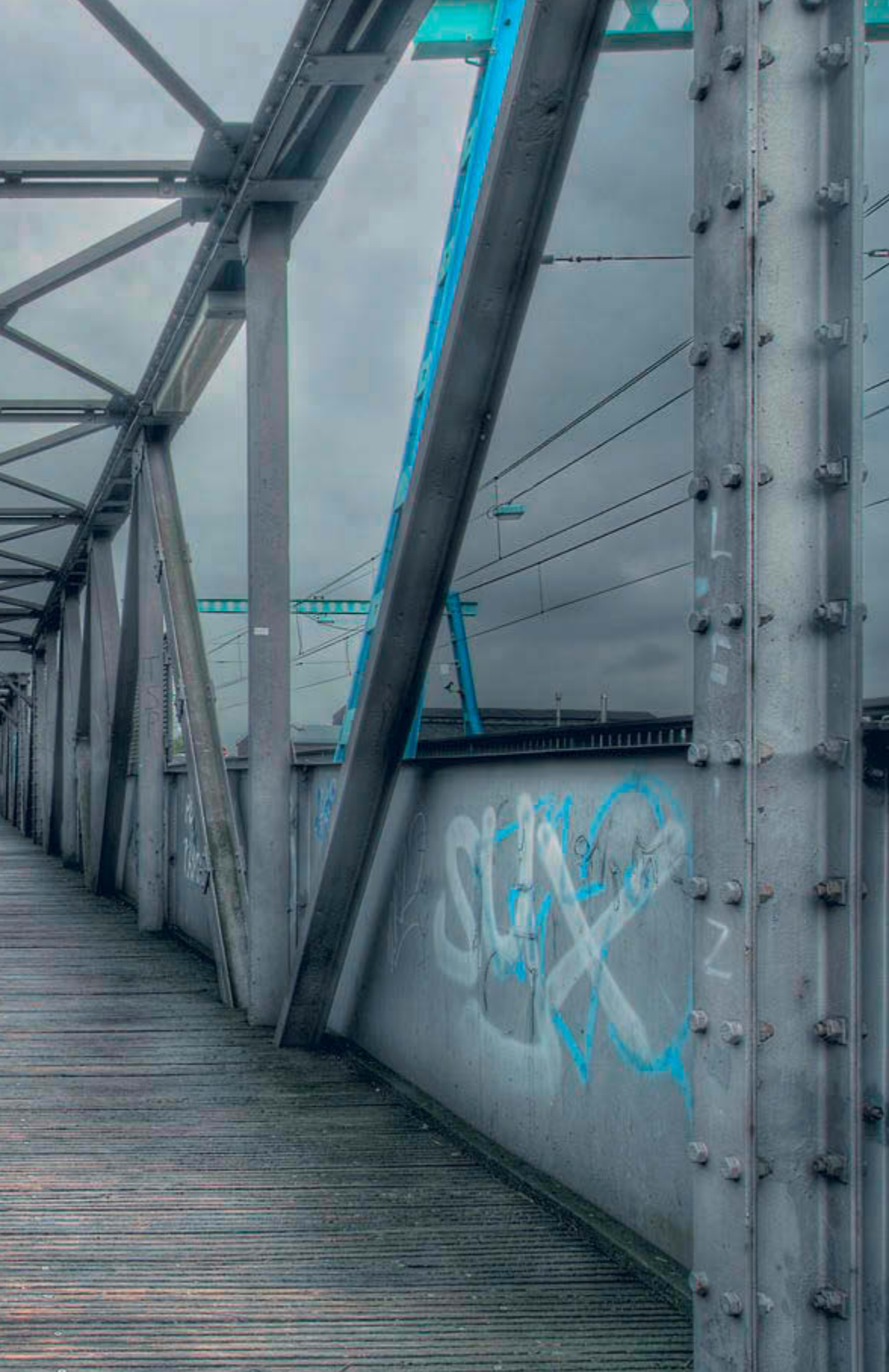
Noch einmal das Schloss-Ensemble, im Spiegelbild der gläsernen Fassade des Hauptgebäudes scheinen sich einzelne Elemente der Panoramagalerie wie Fenster und Türen zu vervielfältigen.

*Faszination pur eröffnet sich hier
an der ÖPNV-Haltestelle „Neue
Mitte“. Das eigenwillige Röhren-
geflecht bleibt selbst im Spiegel
des künstlichen Sees natürlich
sichtbar, selbst der Weg zur
Arena ist gewissermaßen Schritt
für Schritt festgehalten.*









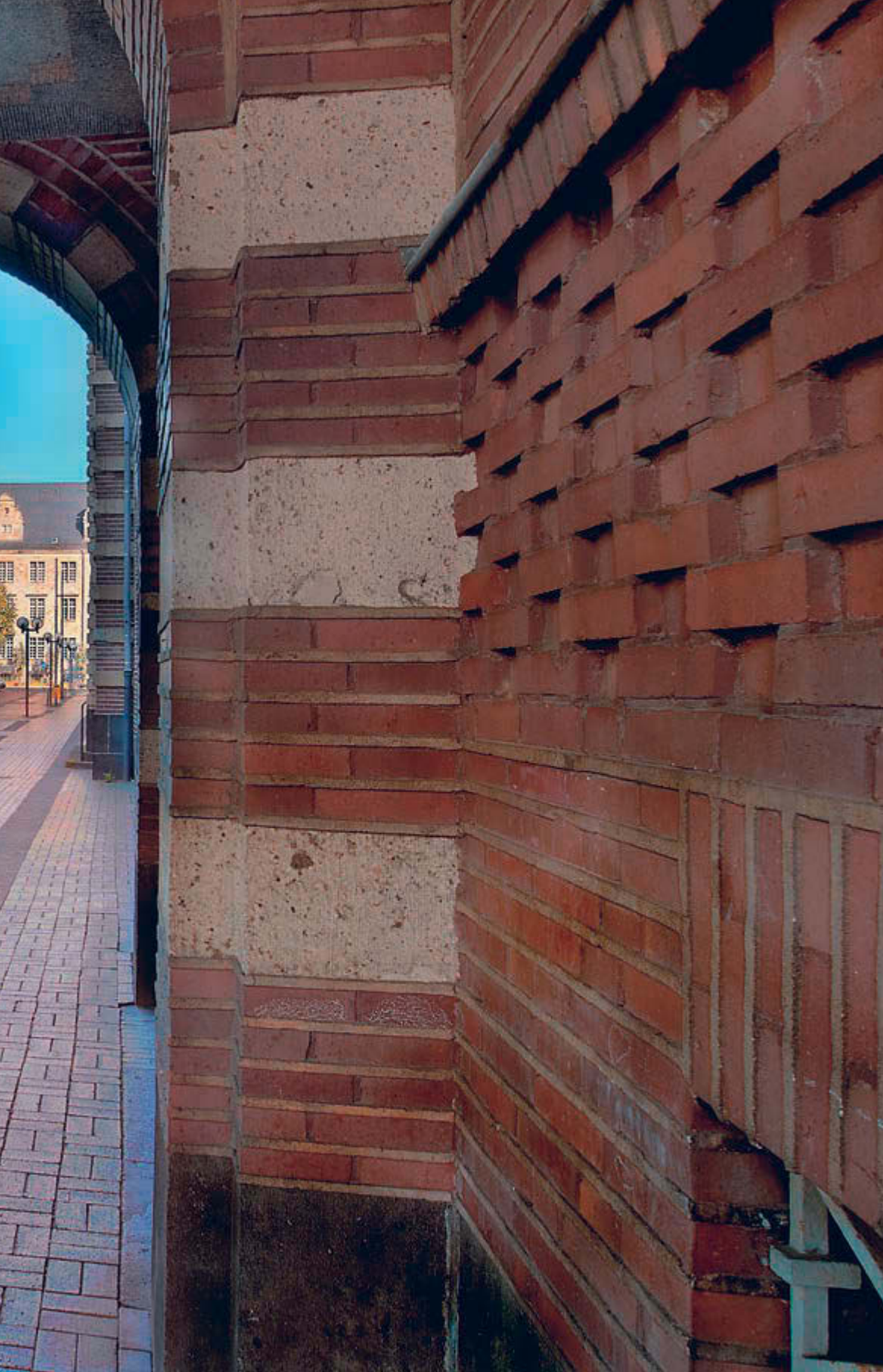
*Dereinst brachten hier vor allem
Kinder ihren auf der Hütte
malochenden Vätern das
Mittagessen zur Schicht.
Die Henkelmannbrücke
präsentiert sich jetzt in einer
melancholischen Stimmung.*

*Dieser Binnenschiffer hat den
Schleusengang sicherlich nicht
in dieser farnefrohen und
detailreichen Ansicht in seiner
Erinnerung.*









*Da werden sich selbst die Hüter
der Sicherheit und Ordnung
wundern, so detailverliebt haben
sie den Blick aus den Arkaden am
Polizei-Nebeneingang noch nicht
gesehen, wenn die Kamera von
dort aus auf Friedensplatz und
Amtsgericht gehalten wurde.*

*Ein Traum in Eisen und Stahl.
Aus dieser Perspektive im
Gasometer erschließt HDR
dessen beeindruckendes
Innenleben bis auf die feinsten
Schattierungen auf dem
blechernen, runden Kleid.*





Sei bereit

Polanskis Grusical mit großer Garderobe: Das Metronom Theater bittet zum „Tanz der Vampire“

VON MARC OLIVER HÄNIG

Im Parkett, Reihe 14, erhebt sich ein Mann mit grauem, künstlerisch zerzaustem Haar. Er verneigt sich zu beiden Seiten und dreht sich auch noch halb zum Balkon herauf, um eine weitere Verbeugung anzudeuten. Es ist Roman Polanski. Der berühmte Filmregisseur winkt und wirkt dabei - vielleicht liegt es an der Begleitung, seiner 15-jährigen Tochter Morgane - gelassen und gerührt zugleich. Nach 500 Shows in 15 Monaten hagelt es für ihn den Applaus schon vor dem letzten Vorhang, der Derniere für den „Tanz der Vampire“ in Berlin. Seit dem 7. November dieses Jahres läuft die Musicalversion seines Filmklassikers jetzt in Oberhausen und Polanski hatte sich neben den üblichen Promikandidaten natürlich auch zur Premiere im Metronom-Theater angekündigt.

Um einen Eindruck zu bekommen, was hier zu erwarten ist, erlauben wir uns noch einmal die Rückblende zu jenem Märzabend in der Hauptstadt. Bereits am Nachmittag sieht man da schaurig gewandete Gestalten über den Ku'damm schlendern, auch die Lobbys der umliegenden Hotels sind bevölkert von hochtupierten Haaren, bleichgeschminkten Gesichtern und - walle! walle! - schwarzen Umhängen. Die Rumhänger sind eigentlich Anhänger - als Untote verkleidet und doch quicklebendig. Da! Ist das nicht Blut in ihren Mundwinkeln? Ha! Es ist, ganz wie man es sich auf der Kinoleinwand vorstellt, bloß Ketchup. Auch ein Vampir muss sich mal stärken und dieser hier, der übrigens ein weiblicher ist, dieser hier tut es nicht mit menschlichem Lebenssaft, sondern ganz und gar friedlich an der Würstchenbude. Wobei sich die Vampyrette (so hieß früher übrigens mal ein Haushaltsprodukt der Marke Moulinex: kein Blut-, ein Staubsauger) dabei ganz bestimmt nicht von den Knoblauchdüften des Gyrosdrehspießes abschrecken lässt.



FOTOS: WALLHORN (4), STAGE ENTERTAINMENT (1)

Ob das Beten der Eltern die Tochter vor dem blutrünstigen Vampir rettet?

Abschreckend ist die Szenerie also mitnichten, eher anregend aufgekratzt wie auf einer großen Faschingsparty. „Unsere Vampire werden uns fehlen“, lächelt drum auch Jenny Kegenhagen, nachtmär-geprüfte Rezeptionistin im Motel One, das gleich neben dem Theater des Westens liegt und somit in der Immobilienrubrik unter Fledermaus-Höhle geführt werden müsste. Es scheint sich mithin um eine eingeschworene Gemeinschaft zu handeln bei diesem nicht nur abendaktiven Völkchen - jetzt lässt es sich vielleicht besser vorstellen, für welche Farbtupfer die Fanscharen etwa auf der Centro-Promenade sorgen.

Dass die Vorfreude unendlich groß war, zeigte jedenfalls nicht nur der Run aufs erste Preview sinnigerweise am Geisterfeiertag Halloween, darauf ließen vor allem die Internet-einträge - stets ein verlässlicher Seismograph für die Befindlichkeiten der Basis - schließen, als der Standort Oberhausen bekannt wurde und somit der Deutschland-Kompass komplett nach den Spielstätten im Süden (Stuttgart), Norden (Hamburg) und eben im Osten (Berlin). „Juhu! Direkt um die Ecke! Hoffentlich vergeht die Zeit bis zur Premiere gaaaaanz schnell!“, schreibt Nicole K.; „werde das



Transsylvanien liegt jetzt für zehn Monate in der Neuen Mitte Oberhausen - das Grusical hat Biss

Das ist die Geschichte: Der verrückte Professor Abronsius aus Königsberg und sein adoleszenter Assistent Alfred (im Film von Polanski persönlich gespielt) gehen auf Vampirjagd in Siebenbürgen, um Gruftgraf Krolock per Pfählung zu meucheln. Doch erst einmal verirren sie sich in der tiefverschneiten Wildnis und gelangen zu einem seltsamen, weil mit Knoblauch über und über ausgestatteten Gasthaus. Ein Zeichen! Die Knollen helfen der Legende nach bekanntlich gegen die Zielgruppe der Wiedergänger, weswe-

Oscar-Preisträger Roman Polanski brachte den „Tanz der Vampire“ 1967 auf die Leinwand und besuchte jetzt das Ensemble bei den Proben im LVR-Industriemuseum

auf jeden Fall mit meiner Familie besuchen gehen“, meint Marianne W.

Transsylvanien in der Neuen Mitte, Transformation als Tradition - eine Stadt erfindet sich immer wieder aufs Neue.

Nun also Oberhausen. Hier hört jedoch nichts auf, hier hat alles begonnen. „Oberhausen war eine wichtige Station meiner Entwicklung zum Regisseur“, erinnert sich Roman Polanski an das Jahr 1963, in dem er für sein Werk „Ssaki“ (wegweisender Deutscher Titel: „Säugetiere“...) mit dem Hauptpreis ausgezeichnet wurde bei den Internationalen Kurzfilmtagen. „Der Kurzfilm ist ein großartiger erster Schritt für einen jungen Filmemacher. So habe ich angefangen.“

Nur vier Jahre später brachte der spätere Oscar-Preisträger, der regelmäßig auch als Opern-Impressario reüssierte, den „Tanz der Vampire“ auf die Leinwand. Schon der Originaltitel verspricht, dass es sich dabei mehr um eine Parodie denn um schieren Horror handelt. Übersetzt lautet der in etwa: „Die furchtlosen Vampirkiller oder ‚Entschuldigung, aber Ihre Zähne sind in meinem Hals!‘.“ Auch die damalige Werbezeile auf dem Filmplakat fragte: „Wer sagt denn, dass Vampire kein Grund zum Lachen sind?“ Darum ist es auch bei der Bühnenadaption nicht angebracht, von einem blutrünstigen Spektakel zu sprechen. Trotzdem hat das Grusical Biss.





In seiner unstillbaren Gier ist Graf Krolock, der Fürst der Finsternis, der schönen Wirtstochter Sarah um den appetitlichen Hals gefallen

gen sich das Duo auf der richtigen Fährte wähnt. Doch obacht, es gibt auch Vertreter aus dem Schattenreich, die immun sind: „Das wirkt nicht bei mir/ich bin ein jüdischer Vampir“ ist eine der köstlichsten Formulierungen in einer mit mitreißenden Liedtexten nicht armen Handlung.

Das Stück ist schließlich nicht nur etwas für die Augen, sondern vor allem für die Ohren. Komponist Jim Steinman, der weltweit über 80 Millionen Tonträger verkauft hat, arbeitete zum Beispiel mit Meat Loaf. Sein von Bonnie Tyler gesungener Ohrwurm „Total Eclipse Of My Heart“ wird auf Deutsch zu „Totale Finsternis“. Die birgt nicht nur die

Kürung zum größten Musical-Hit aller Zeiten, sondern vielmehr eine hübsche Zeile, die noch mancher Besucher hernach im Parkhaus auf den Lippen flöten dürfte: „Die Ewigkeit beginnt heute Nacht.“ Das nämlich ist das Leitmotiv: die Nacht zu pflücken - Carpe Noctem. Auch die eingängige Phrase „...um dem Alltag zu entfliehen, in den Rausch der Phantasien“ bringt sehr schön die klassische Daseinsberechtigung eines jeden Musicals auf den Punkt. Das Singspiel mit den obligatorisch-ohnesorg'schen „Tür auf, Tür zu“-Ritualen und einem gerüttelt Maß zotiger Frivolität verspricht Kultur für die Massen.

Da darf die Liebesgeschichte nicht fehlen. Auf die schöne Wirtstochter Sarah hat nicht nur der schüchterne Alfred ein Auge geworfen, auch der Fürst der Finsternis möchte ihr in



seiner unstillbaren Gier am liebsten um den appetitlichen Hals fallen. Als charismatischer Widerpart gehört der Graf („Was wir nicht hassen, das lieben wir nicht“) zu den stärksten Figuren. Auch böser Adel verpflichtet eben. Sicherlich auch ein Grund dafür, dass Krolocks Mitternachtsball pompös zu den fantastischsten Elementen des Karpaten-Klassikers gehört mit herrlichen Tanzszenen und bombastischen Effekten. Dazu gehört unbedingt ebenfalls eine stimmungsvolle Kunstschnee-Projektion auf transparentem Vorhang gleich zu Beginn. Das ist: ein starkes Stück.

Auch andere Erfolgstitel wie „Tarzan“ standen im Metronom zur Disposition. Nach „Die Schöne und das Biest“ wagt Stage Entertainment aber wieder den Griff zur großen Garderobe. Kostüme, Kostüme, Kostüme - rund 40 Darsteller werden auf der Bühne stehen, im Orchestergraben spielen 20 Musiker. Eine Anzeige in den örtlichen Tageszeitungen vermittelte der Crew ganz geschwind die entsprechenden Mitwohngelegenheiten. Das dürfte das einzige logistische Problem bleiben (bei der erfolgreichen Vorgängershow, der Blue Man Group, gab's ja lediglich drei Akteure und auch die Band war übersichtlicher aufgestellt). Denn die Kulissenkünstler hatten einen guten Monat Zeit für die Umbauarbeiten, bis auch in der Neuen Mitte der musikalische Aufruf „Sei bereit“ erklingt, während die Marketingabteilung als

Mit herrlichen Tanzszenen und bombastischen Effekten gehört Krolocks Mitternachtsball zu den fantastischsten Elementen des Klassikers

Appetitmacher kleine Fledermäuse aus Weingummi an die Multiplikatoren verschickte. Die falschen Gebisse mit den markanten Schneidezähnen gibt es auch außerhalb der Karnevalssaison bei den Devotionalienhändlern im Foyer für zwei Euro zu erwerben. Als standesgemäßes Pausengetränk sei unterdessen empfohlen ein Vampir Royal: Creme de Cassis, der blutbeschleunigende Johannisbeerlikör, aufgegossen mit Sekt. Schicker angeschickert.

Diese Rechnung soll aufgehen: 500 000 Zuschauer - das wären in etwa so viele wie bei den blauen Männern - kalkuliert Geschäftsführer Jochen Schröder für die auf zehn Monate angesetzte Spielzeit. „Ich glaube an das Potenzial hier.“ Auch die Fangemeinde scheint unsterblich, wie die regelmäßig durchgeführten Publikumsbefragungen und Marktforschungen ergaben. Immerhin sahen seit der Welt-Uraufführung am 4. Oktober 1997 im Raimund Theater in Wien weltweit - von Ungarn bis Tokio - bereits über fünf Millionen Besucher den Tanz der Vampire. Und die kriegen den Hals einfach nicht leer: „Unsere Ziele sind klar, unsere Methoden bewährt. Wir sind tot, doch wir leben, solange Ihr uns nährt!“

GESCHICHTE

Von der Wiege über den Wirtschaftskrimi bis zum Weltkonzern

*250 museumsreife Jahre –
die St. Antony-Hütte*

VON MICHAEL NICOLAS

Man kann durchaus von einem spannenden Wirtschaftskrimi sprechen. Gut, der Schauplatz ist keine Konzernzentrale mit undurchsichtiger Glasfassade, sondern ein idyllisch gelegenes Fachwerkgebäude mit winzigen Fenstern. Lustreisen in fremde Länder spielen hier auch keine Rolle, Bestechung gibt's trotzdem. Nur anders: Fette westfälische Schinken spielten eine entscheidende Rolle bei der Genehmigung der ersten Eisenhütte im Ruhrgebiet. Deren 250-jährige Geschichte kann man seit Mitte Mai 2008 erleben, wo sie passiert ist, in der St. Antony-Hütte in Osterfeld. Das LVR-Industriemuseum des Landschaftsverbandes Rheinland eröffnete dort an der Antoniestraße einen neuen Schauplatz.

Das Dachgeschoss im ehemaligen Wohnhaus des Hüttendirektors bietet den Blick auf Europa: Dort zeigt das neue Museum in einem Raum „Early Birthplaces“, die Geburtsstätten der Eisenindustrie in Europa. Schaut man aus dem Fenster, blickt man auf die Wiege der Ruhrindustrie: Mauerreste und historische Fundamente sind zu sehen, hier floss am 18. Oktober 1758 zum ersten Mal kochendes Eisen aus dem allerersten Hochofen des Ruhrreviers. Seit 2006 graben dort Industriearchäologen, der Platz soll mit einer spektakulären Konstruktion überdacht und im Kulturhauptstadtjahr 2010 zugänglich gemacht werden. Funde aus der Produktion sind schon jetzt in der Ausstellung zu bestaunen.

Bis Mitte der 1970er Jahre wurde das Fachwerkgebäude noch als Wohnhaus genutzt, dann wurde es für lange Jahre das Archiv der Gutehoffnungshütte (GHH). St. Antony zählt damit über viele frühere oder spätere Unternehmensfusionen zu den Wurzeln des heutigen Weltkonzerns MAN, der nach wie vor in Oberhausen produziert. Von der Wiege über



FOTOS: THÖNE (6), LVR-BODENKUNSTPFLEGE (IM RHEINLAND) (1)

*Gusseiserne Öfen waren lange Zeit eines der
Hauptprodukte, die auf der St. Antony-Hütte
hergestellt wurden*

den Wirtschaftskrimi bis zum Weltkonzern führt also der Gang am geschichtsträchtigen Ort durch das Gebäude, in das mit der Ausstellung auf mehr als 225 Quadratmetern Fläche wieder neues Leben eingekehrt ist.

Die Mühen der Gründer bis zur Genehmigung kann man hier ebenso nachvollziehen wie die der folgenden Eisenherstellung. Die Anfänge der Hochofentechnik lassen sich an Modellen bestaunen, und man sieht, was daraus wurde: Kanonenkugeln, Casserolen, Zahnräder. Aber die Besucher erfahren noch viel mehr, sehen im restaurierten Biedermeierzimmer, wo wichtige Vertragsabschlüsse getätigt wurden, und im schlichten Wohnraum einer Arbeiterfamilie, wie diese damals lebte. Man hört und liest von den langsam mahlenden Verwaltungsmühlen und rasanten technischen Innovationen, von knappen Rohstoffen und Absatzkrisen der ver-

gangenen 250 Jahre. Freiherr Franz von Wenge, der sich damals auf den Weg machte, seine unternehmerische Entscheidung für den Standort beim Erzbistum zu Köln mit fetten westfälischen Schinken zu unterstreichen, würde staunen, was aus jener Hütte wurde, für deren Bau er 1753 die Genehmigung erhielt.

Ein neues Museum! Sowas hört man sonst eher aus Weltstädten, die mit grandiosen Neubauten von Stararchitekten protzen. In Oberhausen sieht das anders aus: ein 250 Jahre



Ein Modell zeigt, wie die St. Antony-Hütte um 1835 ausgesehen haben könnte

altes Fachwerkhaus, nach den Regeln der Denkmalpflege umgebaut. Aber was für ein Schmuckstück: Die neue Dauerausstellung der St. Antony-Hütte erklärt nicht nur, warum die Wiege der Ruhrindustrie genau hier steht, sie erzählt die Geschichte interessant, schön und spannend. Und so geht's los: „In der Gegend von Starkrat“ haben einen gewissen Christian Friedrich Meyer anno 1797 die „großen, wüsten Haiden“ erschreckt: „Der schlechte Sandgrund dürfte wohl bisher einen jeden abgehalten haben, eine vernünftige, zweckmäßige Verbesserung in der Benutzung zu befangen.“

Weit gefehlt, Herr Meyer. Franz Ferdinand von Wenge, ein Domherr aus Münster, hatte schon im Februar 1741 ein Gesuch an seinen Landesherrn, den Erzbischof von Köln ge-

schickt: Darin erläuterte er seine Ansicht, dass sich „in der gegendt von Osterfeldt. . .verstreuter steiniger ohrgrundt befinde, woraus dem äußerlich ansehen nach wohl einiges eisen zu erzwingen sein mögte“. Raseneisenerz heißt der Bodenschatz, nach dem von Wenge graben und den er auf seine Tauglichkeit prüfen lassen wollte. Es ist brauchbar, so viel stellte Freiherr von Wenge fest - bat aber erst im Mai 1752 um die Genehmigung, eine Eisenhütte zu errichten. Um die Beamten in der Hofkammer in Bonn gewogen zu stimmen, ließ der Adelige seinen Gewährsmann Geldprämien verteilen, fuhr dann aber schwerere Geschütze auf: die eingangs erwähnten westfälischen Schinken. 1753 war die Genehmigung da.

Von Wenge fing auch relativ schnell an zu bauen - wurde aber auch schnell wieder ausgebremst. Zum Beispiel von An-



Der Stand der Ausgrabungen im Jahr 2008

tonetta Bernadina von Wrede, der Äbtissin des Sterkrader Zisterzienserinnenklosters. Das Kloster hatte die Rechte am Wasser des Elpenbachs, und die Äbtissin befürchtete, dass durch die Erzgewinnung das Wasser verdrecken würde. Sie reichte Klage ein, um den Bau der Eisenhütte zu stoppen. Wie das mit Rechtstreitigkeiten schon mal so ist - sie zogen sich hin. Erst 1757 wies die Hofkammer in Bonn die Klage ab - weil die Furcht vor der Umweltverschmutzung allein aus dem „Eygensinn“ von Frauen, Klosterfrauen zudem, resultiere.

Im Herbst 1758 waren Hochofen, Formhaus, Kohlenschuppen, Wasserbauten und zumindest ein Wohnhaus errichtet: Der ersten Hüttenkampagne stand nichts mehr im Weg. Als am 18. Oktober 1758 zum ersten Mal das rot-



glühende, kochende Eisen aus dem Hochofen floss, ahnte wohl niemand, welcher Wirtschaftskrimi sich in Osterfeld noch abspielen sollte.

Betrug und Intrigen, Eifersüchteleien und Pistolenschüsse: Die Geschichte der St. Antony-Hütte war nicht nur bewegt, sie war auch richtig spannend. Die verworrenen Zusammenhänge, dieser Wirtschaftskrimi mit Seifenopern-Elementen wird in der neuen Dependence des LVR-Industriemuseums an der Antoniestraße 32 durchsichtig. Gewichte, Töpfe, Pfannen und andere Gusswaren wurden in St. Antony seit dem ersten Abstich 1758 produziert. Allerdings ließ deren Qualität anfangs sehr zu wünschen übrig; Marmor und Stein mochten brechen, das Eisen von St. Antony aber erst recht.

Hüttengründer Franz Ferdinand von Wenge hatte industriellen Weitblick bewiesen, unternehmerisches Glück blieb

Ein neues Museum für Oberhausen: das ehemalige Wohn- und Kontorhaus der St. Antony-Hütte am Elpenbach

ihm verwehrt. Er verpachtete die Hütte, die ersten Pächter verschwanden irgendwann samt Inventar. Der nächste Pächter war erfahrener und erfolgreicher: Eberhard Pfandhöfer produzierte nicht nur besseres Eisen in Osterfeld, er baute auch die Konkurrenz zu St. Antony auf: die Hütte Gute Hoffnung in Sterkrade.

Dazu kam die Hütte Neu-Essen. Die Erben von Wenges wollten mit dem Geschäft nichts mehr zu tun haben, verhandelten mit Pfandhöfer und mit Maria Kunigunde, Fürstäbtissin des Stiftes Essen und Eigentümerin der Hütte Neu-Essen. Schließlich verkauften sie, am 26. Juli 1793 an Pfandhöfer, am 27. Juli an Maria Kunigunde, jeweils für 6000 Reichstaler.



Im Museum zeigt eine Inszenierung, wie nach der Stilllegung der Hütte im Wohn- und Kontorgebäude gelebt wurde

Am 29. Juli begann Pfandhöfer mit mehreren Zimmerleuten, die St. Antony-Hütte instand zu setzen. Am gleichen Tag kam auch Gottlob Julius Jacobi, Maria Kunigundes Hüttenmeister, nach Osterfeld: Schüsse peitschten übers Gelände - und vertrieben Pfandhöfer mit seinen Leuten. Es sollte Jahre dauern, bis die Verhältnisse zivilisierter, nämlich vor Gericht, geklärt waren. Pfandhöfer sollte der rechtmäßige Besitzer sein - war allerdings inzwischen pleite. So bekam die Fürstabtissin den Zuschlag, musste den Betrieb aber an den Kontrahenten verpachten, der sich 1797 völlig überschuldet absetzte. Gottlob Jacobi übernahm daraufhin die Leitung auf St. Antony, vereinigte sie mit der Hütte Neu-Essen, modernisierte und schuf so eine vorbildliche Anlage. Doch Anfang des 19. Jahrhunderts wollte Maria Kunigunde ihre Hütten abstoßen, ihr Hüttenmeister fand schließlich zwei Käufer: Seine Schwager Franz und Gerhard Haniel, Spediteure aus Ruhrort.

Die dritte Hütte, abwärts am Elpenbach, blieb erstmal weiter Konkurrenz. Gute Hoffnung gehörte zu diesem Zeitpunkt Helene Amalie Krupp, und Jacobi scheute sich nicht, der Dame wortwörtlich das Wasser (des Elpenbachs) abzugraben, um die Produktion zu stören. 1808 war sie schließlich zum Verkauf bereit, erste Verhandlungen scheiterten allerdings. Die Haniel-Brüder schickten ihren Schwager Heinrich Huyssen vor (Franz und Gerhard hatten jeweils eine Huyssen-Schwester geheiratet). Huyssen bekam den Zuschlag - und verkaufte dann nicht, wie vereinbart, an die Haniels, sondern wollte als Gesellschafter beteiligt werden. 1810 wurde die Gemeinschaft vertraglich besiegelt, die Firma „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel &

Huyssen” entstand - und damit begann die Erfolgsgeschichte eines Weltunternehmens.

Drehen wir schneller an der Zeitmaschine: Tausend Taler war die Aktie wert, als 1873 die „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen” zur Aktiengesellschaft „Gutehoffnungshütte Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb” wurde. Damit aber auch der Aktienverein weiterhin in Familienhand blieb, wurden die 10 000 Aktien nicht zum Börsenhandel zugelassen. Die St. Antony-Hütte sollte nicht mehr lange dazu gehören: 1877 wurde der Betrieb in Osterfeld endgültig eingestellt. Mit der Frage „Was bleibt?” beschäftigt sich ein eigener Raum im neu gestalteten Museum.

Drei Jahre nach der Schließung der St. Antony-Hütte, die zuletzt nur noch als Gießerei genutzt worden war, begann der Abriss der meisten Gebäude. Nur ein paar Wohngebäude bleiben 1880. Dann wurden auch Werkstätten zu Wohnungen umgebaut. Einige Jahrzehnte boten sie vielen Familien ein Heim, doch 1969 wurden sie abgerissen - und zugeschüttet. So legte sich eine Schicht Osterfelder Geschichte über die andere - bis die Archäologen des Landschaftsver-

bandes Rheinland sie bei ihren Ausgrabungen an der Antoniestraße wieder Stück für Stück freilegten. Auch diese Schichtung soll in der Ausstellung im Museum deutlich gemacht werden: Unter Glas liegen Steine vom Fußboden der Hütte, darauf Ziegelschutt und feuerfeste Fundamentsteine für die Hoch- oder Kupolöfen. Auf die Werks-Schicht folgt eine Schicht des Arbeitens: Ein rostiges Rohr, das die Industriearchäologen ausgegraben haben, ein Ringschlüssel, Schrauben, eine Dichtung, ein Spaten - Dinge eben, die die Malocher brauchten. Und auf die Schicht des Arbeitens legt sich die Schicht des Lebens: Bierflaschen einer Sterkrader Brauerei, die wohl aus den 1920er Jahren stammen, und eine Cola-Flasche, die vermutlich in den 60ern geleert worden ist. Dazu sind in dem kleinen Raum die einzigen Bilder ausgestellt, die vom St. Antony-Werksgelände geblieben sind, von 1834, 1853 und 1860 zum Beispiel.

Hier geht's aber auch um das, was noch geblieben ist: Nichts weniger als ein Konzern, der letztendlich aus dieser Wurzel entstanden ist. Die nächstgelegenen Ableger sind das Walzwerk Oberhausen, die Eisenhütte Oberhausen, die Zeche Neu-Essen und die Schiffswerft Ruhrort. Als St. Antony 1877 geschlossen wird, ist das Unternehmen fast ausschließlich im Ruhrgebiet aktiv, so erzählt es die Karte. Kaum 50 Jahre später, 1924, gibt es schon Unternehmenszweige in ganz Deutschland - und bis nach Übersee: Rund 80 000 Arbeiter und Angestellte trugen in Walzwerken, auf Werften und beim Maschinenbau zum Erfolg bei.

Zu den Baustellen der GHH kann man in der ersten Etage des Museums reisen: „Die Gutehoffnungshütte - ein fotografisches Werkporträt“ ist der Ausstellungsraum mit den spannenden Schwarz-Weiß-Fotografien aus vielen Jahrzehnten Werksgeschichte überschrieben. Sie zeigen die Arbeit in den Werken und an den Projekten der Gutehoffnungshütte. In weiteren Räumen bekommt der Besucher einen Eindruck

davon, wie die Arbeitsbedingungen der Malocher am 1300 Grad heißen Hochofen gewesen sein mögen, wie bescheiden sie wohnten und wie komfortabel es sich dagegen die Hüttendirektoren eingerichtet hatten. Außerdem werden natürlich die Produkte, die auf St. Antony hergestellt wurden, ausführlich vorgestellt - einige sind sogar nach alten Vorbildern extra in der Oberhausener Babcock-Gießerei nachgegossen worden.

Die St. Antony-Hütte hat über 250 Jahre das wirtschaftliche Leben im heutigen Oberhausen mitbestimmt. Die Aus-



Die vielfältigen Beziehungen zwischen den Akteuren des Wirtschaftskrimis werden dargestellt und den Besuchern als Hörspiel mit Hintergrundinformationen vermittelt

stellung am Standort des ersten Hochofens im Revier lässt den Besucher diese museumsreifen Jahre auf vielfältige Weise erleben - und sie ist damit ein glühendes Zeugnis für die Geschichte der Metallindustrie im Ruhrgebiet, wie es in dieser Art kein zweites gibt.

SPORT

Arm, aber sexy

***Bodenständigkeit, Augenmaß
und seriöses Arbeiten haben
RWO aus der Krise zurück in
die Zweite Liga geführt***

VON PETER VOSS

Der RWO ist im Eimer. 28. Mai 2006, Oberhausen gewinnt am letzten Zweitligaspieltag gegen Carl Zeiss Jena 1:0, steigt aber trotzdem in die Regionalliga ab. Dort bricht alles zusammen: eine überforderte Mannschaft und ein Trainer, der in der Vereinschronik nicht unter Glücksgrieff zu finden sein wird. Vor allem der unselige Abgang des langjährigen Alleinherrschers Hermann Schulz lehrt den Club das Wort Finanzkrise, bevor es ein geflügeltes wird. SC bedeutet Spiel-ist-aus-Club. Und nu? Zwei Jahre später, 70. Minute im Spiel RWO gegen Kaiserslautern. Mike Terranova trifft zum 2:1, das ist der Siegtreffer gegen den Spitzenreiter der zweiten Liga. 6000 Oberhausener schreien mit einer Stimme: Ter-ra-no-va-Fuß-ball-gott. RWO ist wieder da, Rot-Weiß steht im Kandidatenkreis für das NRW-Team des Jahres 2008. Was ist zwischen den Jahren passiert?

Eine Kehrtwende, die im deutschen Fußball einmalig ist. In nur zwei Jahren steigt der Verein aus der Oberliga wieder in die zweite Bundesliga auf. Das ist sportlich aller Ehren wert und wird Anfang Juni als „Das Wunder von Bruns“ gefeiert. Es hat sich aber noch mehr bewegt, und das ist nach all den Jahren, in denen Oberhausen „sein“ RWO mehr hasste denn mochte, das eigentlich Bemerkenswerte: Der Verein ist in den Herzen angekommen. Manche haben sich frisch verknallt, andere eine alte Liebe wieder entdeckt. Beides geschieht im Leben nicht häufig. Deswegen ist es so erhaltensam wie anregend, in diesen Jahren und in diesen Tagen den SC RWO zu beobachten. Die Gründe dafür heißen nicht nur Günter und Bruns.

Vielleicht muss es einem besonders dreckig gehen, um einen tiefen Schnitt zu wagen. Der Verein nimmt ihn vor, um nicht in die Pleite zu gehen. Der Präsident und sein Sohn



FOTOS: K. BOGHEHOLZ (8), KORB (2), THÖNE (2)

***Manche haben sich frisch verknallt, andere eine
alte Liebe neu entdeckt: der RWO ist wieder da***

verlassen den Club in einer Nacht- und Nebelaktion, zurück bleibt ein Trümmerhaufen. Ist doch super, denken drei als vernünftigt geltende Männer in einem Moment totaler geistiger Sonnenfinsternis: Hajo Sommers, Szene-Gastronom und angehender Stern am Comedy-Himmel, Thomas Dietz, Immobilienkaufmann und Sportfreund aus Königshardt, und Thorsten Binder, Handwerksmeister mit dem bemerkenswerten Slogan „Wie gemalt“, wollen aufräumen. Sie bringen alles mit, was man nicht braucht: Kein Geld und keine Ahnung. Was sich jedoch als wichtiger herausstellt: Sie sind unbelastet. Der Fluch, etwas mit Hermann Schulz zu tun zu haben, trifft sie nicht. Das öffnet - so ist es mitunter im logisch-unlogischen Oberhausen - Türen. Das nutzen die „heiligen drei Könige“ (selbstironische Bezeichnung des neuen Führungstrios) und knüpfen Netze noch und nöcher. Sie reden mit jedem, manche hören sogar zu. Plötzlich gibt es wieder mehr Menschen, die sich für RWO interessieren und die lässt man - einfach mitarbeiten. Hat seine Vorteile: Es ist gut, wenn ein paar mehr Menschen den Schutt von Jahrzehnten wegkarren. Denn die paar mehr können wiederum anderen erzählen, dass unter dem Haufen guter Boden liegt. Das ist der Anfang, aus dem Neues wächst. Auch wenn zwi-

schendurch mal einer wegkippt, die Posten in der Trümmerhaufen-Verwaltung lassen sich nun mit Schlüsselfiguren aus Politik und Wirtschaft besetzen. Die Gemeinschaft für den Wiederaufbau RWO formuliert Ziele: Finanzielle Gesundung und sportlicher Erfolg.

Für letzteren wird als Galionsfigur Günter Bruns verpflichtet. Der ist gebürtiger Mülheimer, ehemals sehr erfolgreicher Fußballprofi, ein gestandener Mann, der auch schwere Zeiten zu meistern hatte, und vor allem ist er ausgewiesener Fußballfachmann. Wie seine Arbeit mit dem FC Sardegna oder Adler Osterfeld unterstreichen. Eine weise Entscheidung des Vorstandes: Zur Belohnung drei Portio-

Treue, Bodenständigkeit und Mannschaftsgeist. Auweia, denken andere, die meinen, dass sie sich im Haifischbecken Berufsfußball auskennen.

Bruns bekommt die Spieler, die er will, und hält einige aus der abgestiegenen Mannschaft. Von denen ist Benjamin Reichert als Erster zu nennen. Der weiß, was Vereinstreue heißt, denn er war noch nie woanders. Obwohl hochtalentiert und umworben, gibt er RWO seine Zusage für die Regionalliga und eine Saison später für die Oberliga.

Natürlich wird bei RWO für Geld gespielt, für einen warmen Händedruck kommt kein Mike Terranova, kein Markus Kaya. Aber Bruns kann mehr, als nur Leistung gegen Geld

verlangen. Er überzeugt, denn er hat eine Vision von Fußball: Die einer Gemeinschaft, die hungrig auf Erfolg ist und dafür arbeiten will. Die feinen Schliffe auf dem Weg dorthin muss der Trainer leisten und der Mannschaft vermitteln. Einfach scheint das und so schwer ist es.

3:0 bei Alemannia Aachen heißt es zum Auftakt der Oberliga Nordrhein. Es gefällt eine starke Abwehr mit Torwart Christoph Semmler, Dimitrios Pappas, Benjamin Reichert, Timo Uster und später Daniel Embers. Hinzu kommt ein kleiner Irrwisch, der Fußball als Gleichnis des Lebens atmet: kämpfen, hinfallen, aufstehen, weiterkämpfen. Grüß Gott, Godot! Solche Spieler verglühen schneller als andere, doch der einstige Hallodri Mike Terranova, weiß plötzlich, worum es bei ihm noch gehen kann: Einmal in seiner Karriere

als Fußballspieler alles richtig machen. Das versucht er, seit er bei Bruns an der Landwehr ist. Mit so viel Herz, dass ihn die Fans als Fußballgott feiern.

Die Mannschaft findet sich erstaunlich schnell und nach dem 2:1 gegen den SV Straelen heißt es: Spitzenreiter. Die Elf ist im Soll, und vielleicht gerät sie deswegen ins Straucheln. Bis zur Winterpause und viele Spiele danach. Mit dem Abwehrkämpen Thomas Schlieter und Regisseur Markus Kaya, die in der Winterpause aus Velbert kommen, wird die Richtung endgültig vorgegeben: Aufstieg. Der Weg zum Gipfel ist steil, des öfteren seilt sich die Truppe ab, quert ein wenig, um eine bessere Route nach oben zu finden. So heißt



In der Nacht nach dem Sieg in Berlin feierte der Verein das „Wunder von Bruns“ im Osterfelder Szenelokal „Gecko“

nen Heiliger Gral mit Sahne für die Weisen aus dem rot-weißen Morgenland - für die Herren Sommers, Binder und Dietz! „Ohne Sahne, brauchen Sie nicht einpacken, nehmen wir so mit“, antworten die höflich wie sparsam. Denn dies kommt erschwerend hinzu: Sie sind bitterarm bei RWO und haben überhaupt kein Geld.

Geld ist nicht alles, weiß Bruns und sagt lieber altmodisch anmutende Wörter: Ehrlichkeit, Charakterstärke,



Grenzenlose Begeisterung beim Public Viewing und tags darauf bei der Aufstiegsparty am CentrO

„Maloche lohnt“: Julian Lüttmann (l.) und Markus Kaya nach dem 1:0 - Sieg über RW Essen zu Beginn der Rückrunde



es bei Bergsteigern und bedeutet, dass Gipfelsturm nicht Selbstläufer, sondern Nachdenken und Arbeit ist. Denn nun ist RWO der Favorit, die Mannschaft, die auf dem Platz bestimmen soll und sich genau damit schwer tut.

Deshalb ist Markus Kaya verpflichtet worden. Als Führungsspieler soll er die Elf auf Erfolg trimmen. Auf dem Platz sieht das so aus: Alle geben ihm den Ball und die Verantwortung gleich mit. Das ist zuviel für einen allein und so ist Fußball in den Monaten von März bis Juni 2007 kein Spaß mehr.

Es tut gut, einen Günter Bruns in diesen Wochen zu erleben. Mit Geduld und Spucke führt er sein Team durch die Phase des Selbstzweifels, strahlt mit seiner zur Schau getragenen Gelassenheit Ruhe aus, aus der Kraft kommt. Und irgendwann glaubt jeder wieder an sich selbst und es läuft. Zumal die Konkurrenz mit ähnlichen Problemen kämpft. Velbert, Aachen oder Bonn verlieren in solchen Phasen, RWO spielt remis. So gerät der vorletzte Spieltag zur gefühlten Meisterkür: Mit seinem Kopfballtor zum 1:0-Erfolg bei Schwarz-Weiß Essen belohnt sich Timo Uster für seine glänzende Vertretung des verletzten Abwehrchefs Benjamin Reichert. 2000 Fans feiern verfrüht, aber hundertprozentig überzeugt, den Aufstieg in die Regionalliga mit „ihren“ Spielern auf dem Rasen. Der wird gegen Solingen amtlich vollzogen.

(Klammer auf: In gewisser Weise sind es tatsächlich „ihre“ Spieler. Wohl nur in grauen Vorzeiten gab es Mannschaften bei Rot-Weiß, die einen solch hohen Identifikationsfaktor in der Stadt geschaffen haben. Das liegt im Grundkonzept „Spieler aus der Region“ begründet und beruht weiter darauf, dass mit Benjamin und Tim Reichert, Marcel Landers, Musa Celik und Tuncay Aksoy, nur um die bekannteren zu



So sehen Sieger aus: der RWO machte am letzten Spieltag in der Hauptstadt die Rückkehr in die zweite Fußball-Bundesliga perfekt

nennen, zahlreiche Oberhausener im Kader stehen. Zudem betreibt der neue Vorstand erstmals nachhaltige Fanarbeit. Es liegt auch daran, dass die Spieler regelmäßig Werbung für sich, RWO und den Fußball in Schulen machen. Und es endet noch lange nicht damit, dass einfallsreiche Werbeprofis wie Norbert Lamb und Hajo Sommers flotte Kampagnen schmieden, in denen das Image der Volksnähe befeuert wird. Viele Spieler sind in der Stadt präsent, geben freundliche und durchdachte Antworten auf Fragen und gehen selbstkritisch mit ihren Leistungen um. Kurzum: Man trifft durchweg vernünftige Menschen. Am Rande beobachtet: Bei RWO drückt einem jeder fest die Hand. Die Begrüßung ist Fleisch, nicht Fisch. Klammer zu.)

So geht es im Sommer 2007 aufwärts in die Regionalliga, und die wird nach Auskunft des Trainers „einfacher als die Oberliga. Denn jetzt sind wir die Underdogs und können ohne Druck auftreten“. Wie das aussieht, bekommen am ersten Spieltag 16000 Menschen an der Essener Hafenstraße aufgetischt. RWO kontert mit seiner eingespielten Mann-

schaft sowie den famos integrierten Neuzugängen Tim Kruse, David Müller und Julian Lüttmann eine wie jedes Jahr teuer zusammengekaufte Mannschaft von Rot-Weiss Essen bildschön aus: 4:1, ein Traum für gut 3000 Zuschauer, für die anderen weniger. Das ist seit 44 Jahren der erste Sieg beim ewigen Rivalen.

„Wir haben keine großen Namen und keine Berge voller Geld, nur eine Mannschaft von elf Freunden, die stets zusammen hält.“ Ob es elf Freunde sein müssen, sei offen gelassen, doch die RWO-Hymne der Band „Emscherkurve 77“ beschreibt in rührenden Rumpelreimen, worauf es in der Saison ankommt. Als Kollektiv auftreten und als solches auf dem Platz alles geben. Was manchmal mehr ergibt als 11 x 100 Prozent. Eine gute Mannschaft zeichnet aus, dass sie mehr als die Summe ihrer Einzelspieler ist. Das gibt in dieser packenden Saison den Ausschlag für RWO - gegen hoch gewettete Mannschaften wie Braunschweig, Wuppertal, Dresden, Düsseldorf oder Essen. Diese Spielzeit, in der sich die ersten beiden Teams für die zweite Liga und die acht folgenden für die neue dritte Liga qualifizieren, gerät zu einer stetigen Folge hochklassiger Leistungen. In Konstanz und Intensität bekommt sie für viele Beobachter einen Ehrenplatz, manch jüngere haben so etwas noch nie erlebt. Glücklicherweise, wer dies früh genug erkennt und zu den Spielen geht - es sind zunehmend mehr Menschen.

Nach dem Auftakterfolg und einer Taumelphase finden Mannschaft und Bruns (korrekt in dieser Reihenfolge) den Schlüssel: Mit Tim Kruse und Markus Kaya wird in Verl die



Die Sensation ist geschafft: nach dem 3:0 - Sieg bei den „Eisernen“ von Union Berlin gab es kein Halten mehr

Mittelfeldachse geboren, die fortan für intelligente Klärung und kreativen Aufbau steht. Dass beide noch mehr Facetten haben, zeigen sie auch: Wichtige-Tore-Schieser (Kruse gegen Düsseldorf), Turm in der Schlacht (Kruse in Dresden), Kunstschütze (Kaya in Babelsberg), Elfmeterversenker (Kaya immer) oder Traumpassgeber (Kaya oft auf Terranova, Lüttmann oder wen auch immer). Hinzu kommt die aus der Oberliga bekannte Abwehr mit Chef Benjamin Reichert (nach seiner Verletzung mit Mr. Zuverlässig Timo Uster - auch Fußballgeschichte wiederholt sich). Daneben stehen Dimi Pappas, der sich vom Landesligazum gestandenen Regionalligaspieler hochkämpft, Thomas Schlieter, der zum wertvollsten Spieler der Rückrunde wird und Daniel Embers als überaus spielintelligenter Verteidiger. Dazu gehören Marcel Landers und David Müller als schnelle, trickreiche Außen - bei Müller dürfen die feinen Freistoßstore der Hinrunde nicht vergessen werden. Jens Robben fährt Konter pfeilschnell und brandgefährlich und schließt sie manchmal selbst ab. Vorne richten es meist Mike Terranova und/oder Julian Lüttmann, die ihre Fähigkeiten erfreulich oft einsetzen. Mit Christoph Semmler ist einer der besten im Tor in der Regionalliga benannt. Mit Tim Reichert, Tuncay Aksoy, Musa Celik oder Monir Ibrahim weiß Bruns Spieler auf der Bank, die im Falle ihres Einsatzes alles geben werden. So spielt und kämpft sich RWO durch eine Saison, die wenige Spieltage vor Schichtende folgende Tabelle sieht: 1. RW Ahlen, 2. RWO, dahinter der teure Rest.

Oberhausen bereitet sich zur Aufstiegsparty. Ein Sieg im Heimspiel gegen RW Erfurt und 15000 Menschen haben allen Grund, nebenan aufs SSB-Gelände zu gehen. Dort ist die große Sause vorbereitet. Nach 90 dramatischen Minuten will keiner mehr: 0:0, der Aufstieg entscheidet sich am letzten Spieltag bei Union Berlin. Aber was war das für ein Spiel! Natürlich hat Rot-Weiß zahlreiche Chancen zu gewinnen. Terranova musste Supernova werden: Schluss-spurt, Dribbling, der Torwart ist ausgespielt und „Terra“ steht sieben Meter frei vor dem leeren Tor. Er schießt mit



„Ter - ra - no - va - Fuß - ball - gott“: der einstige Hallodri ist längst Publikumsbeliebter in Oberhausen

links und aus dem Nichts kommt das Bein eines heranstürmenden Erfurters, Ball von der Linie gekratzt. Stille im Rund, alle wissen: Wenn der nicht reingeht, welcher dann? Oberhausen schleicht bedröppelt nach Hause.

Berlin, Berlin, wir machen's in Berlin, heißt es nur wenige Tage später. Frust weicht Siegeswillen: RWO will aufsteigen. Union Berlin müsste hoch siegen, um eine kleine Chance im Kampf um den zweiten Platz im Fernduell mit Düsseldorf zu haben. Ahlen ist durch.

Was in Oberhausen so sperrig missriet, gelingt in Köpenick kinderleicht. 14. Minute, Terranova wuselt am linken Strafraumeck, umspielt einen der „Eisernen“ und zieht mit links drauf. Der Ball wird leicht ab-

gefälscht, bekommt Drall und gerät zur Bogenlampe: Über den Torwart hinweg ins Netz. 0:1. „Terra“, der in der Nacht zuvor von fanatischen Union-Fans um den Schlaf gebracht wurde, ist Haupt-Mann von Köpenick. Julian Lüttmann und nochmals Terranova spielen die Schlussakkorde im „Wunder von Bruns“.

Was dann folgt, hat Oberhausen lange vermisst: Party im Zug nach Hause, begeisterte Menschen beim Umzug durch die Stadt, Hochleben am CentrO. Mittendrin der Macher Bruns, der sich entschieden hat, die neue Saison nicht mehr auf der Trainerbank, sondern als sportlicher Leiter mitzugestalten: „So etwas wie diese Mannschaft gibt es nie wieder“, sagt er an diesem Sonntag und es ist - kein Vertun - eine Liebeserklärung. Er wechselt den Job mit Jürgen Luginger, nicht eingetauscht wird, was RWO aus der Krise geführt hat: Bodenständigkeit, Augenmaß und seriöses Arbeiten.

Damit steckt der Verein den ernüchternden Saisonstart in der Zweiten Liga weg, damit wird der Sieg gegen Kaiserslautern unaufgeregt ins Tagesgeschehen eingeordnet. Wenn Rot-Weiß am Ende allen eine Nase dreht und mit einer Mannschaft, die in weiten Teilen der Oberliga-Elf entstammt, den Klassenverbleib schaffen sollte, wäre das mehr als gute Arbeit. Wer mit nichts in der Tasche bei den Großen mitspielt, mag zwar arm sein, sexy aber erst recht. Bei RWO haben sie alles und irgendwann sogar wieder Kohle.

HOBBY

Der Titan

***Heavy Metal der Landstraße:
Die aufwändig restaurierten
Krupp-Laster der Spedition
Hoffmann sind noch fahrtüchtig -
und doch reif fürs Museum***

VON MARC OLIVER HÄNIG

Fünf Ringe sind olympisch, vier Ringe sind Audi, drei Ringe ineinander verschlungen: Das ist Krupp. Das Symbol der deutschen Schwerindustrie zeigt allerdings Eisenbahn-Radreifen. Helmut Hoffmann hingegen stellte im Sommer 40 Jahre nach deren Produktionsstopp Lastkraftwagen mit dem traditionsbehafteten Logo als Galionsfigur auf dem Kühler aus - natürlich in Essen, vielleicht eines gar nicht mehr so fernen Tages als Deutschlands dann einzigartiges Lkw-Museum aber auch auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände des Transportunternehmers in der Neuen Mitte.

Wie die drei Musketiere, so stattlich spiegeln sich auf dem Hof die Prunkstücke der Ausstellung in der Sonne - ihre Pferdestärken sind mit weißen Ziffern auf die extrabreiten Stoßstangen gepinselt: Der Büffel, das ist ein grüner Wasserspringwagen mit 110 PS, der einstmals für die Stadt Herne Marktplätze besprenkelte; daneben der Krupp Mustang mit 145 PS, vorm Verschrotten gerettet und nach jahrelanger mühevoller Restaurierung im Glanze seines Lackes blühend; und dann der Titan mit seiner Alligator-Haube, in den Fünfzigern die stärkste Maschine überhaupt mit 210 PS bei 8,7 Litern Hubraum und der Kraft der zwei Herzen: dank zweier einmalig zusammengeschweißter Motoren - Baujahr 52 in sattblau. Majestätischer geht es nicht. Kenner erkennen den charakteristischen Klang des Endrohrs von weitem, unter Fernfahrern hieß es seinerzeit und noch bis heute, der Titan sei der einzige Lkw, der seinen eigenen Namen sagen könne: „Kropp-kropp-kropp“. Gestatten: Krupp.

Die Fachzeitschrift Auto-Bild beschrieb in drastischer Diktion den Kruppschen Koloss - einstiger Preis 50 200 Mark und damit teuer wie zehn Export-Käfer - einmal so: „Wo der zehn Meter lange und drei Meter hohe Titan auf-



FOTOS BI: THÖNE

Sein Laster sind seine Laster und von denen hat er mittlerweile 400: Helmut Hoffmann

tritt, versteinern Menschen in Ehrfurcht, wackeln Telefonzellen unter der Auspuff-Druckwelle, zittern Einfamilienhäuser und fallen Ziegel vom Dach.“

Keine 1000 Stück gab's von seiner Sorte, drei haben überlebt, doch nur einer, nur dieser hier in unserer Stadt kann noch fahren. Der Begriff Nutzfahrzeug bleibt dabei jedoch auf dem Standstreifen liegen, „Neufahrzeug“ trifft es wohl besser. Wer die schweren Schätzchen, das Heavy Metal der Autostraßen, auf Vordermann gebracht hat, das verrät ein Sichtfenster über der zweigeteilten Windschutzscheibe: Spedition Hoffmann, Oberhausen/Rheinland.

Chef Helmut Hoffmann ist selbst ein Bolide: Mögen die Schläfen des 61-Jährigen grau sein und die Stirn schon hoch, seine Hände sind Schraubstöcke und sein Stil ist: ganz alte Schule. „Sowas lernt man nicht mehr.“ Er lernte es noch, Anfang der Sechziger bei Büssing und natürlich bei Krupp. „Andere spielen nach Feierabend Golf“, lacht der Mann und klingt dabei so gar nicht wie ein Brummi. Sein Laster sind

seine Laster, von denen mittlerweile insgesamt 400 verteilt sind auf ca. 44 000 Quadratmetern. Eine Halle ist selbst schon die reinste Ahnengalerie: Baujahr 1907. Hoffmann deutet auf die Kranbahnen unter der Decke. „Sehen Sie, die sind noch genietet.“ Seine Begeisterung ist ansteckend. Und man ahnt es: „Sowas findet man heutzutage nicht mehr.“

„Hoffmann Transporte“ geht mit Enkel Sascha längst in die dritte Generation an der Essener Straße 101. Bei Hoffmanns wird auch im Auftrag restauriert, zum Beispiel für das Mercedes-Museum in Stuttgart. Auch einen ersten Auszubildenden im Karosseriebau gibt es. Helmut Hoffmann, der Älteste von vier Söhnen und doch auch nach „bestimmt einer Million Kilometern“ auf Achse so kraftvoll im Korn wie seine Hubraumwunder, lenkt die Geschicke seit 1974.



*Nostalgisches Lkw-Cockpit:
hier war wirklich noch die Muskelkraft der
Arme und Beine gefragt*

Sein Vater Jacob hatte das Familienunternehmen mit 21 Jahren und einem blauen Holzgaswagen anno 1938 gegründet. „Tag und Nacht wurde Kohle für die damals noch zahlreichen Zechen des Ruhrgebiets transportiert“, so schwingt in der nüchternen Selbstauskunft auch Auf- und Durchbruch mit. „Das sind ja alles Zeugen der Wirtschaftswunderzeit.“



*Der Titan mit seiner Alligator-Haube war in den
Fünfzigern mit 210 PS die stärkste Maschine
überhaupt*





Weitere bärenstarke Typen aus der Krupp-„Schmiede“ waren Mustang und Bülffel

Gelebte Geschichte, aber Geschichte.

„In den Achtzigern entstand dann die Liebe zur Historie der Fahrzeuge“, erinnert er sich an eine gute Zeit. Denn: Den Schrott, der heute nicht nur Idealistenwert hat, wollte damals keiner haben. „Das war doch nichts wert.“ Deswegen sei auch die Sehnsucht nach dem Lkw-Museum, wie es Oberbürgermeister Klaus Wehling bei einem Betriebsbesuch mit leuchtenden Augen schon als nächste Attraktion des hiesigen Fremdenverkehrs wäht, eine Frage der Finanzierung. Der erste Schritt jedenfalls ist gemacht: Die ehemaligen Tennishallen an der Fernewaldstraße wurden „erschlossen“ und sollen schon 2009 als Show-Room dienen für die bereits runderneuerten Blech-Exponate. Damit dürfte die „Route der Industriekultur“ einen Umweg einschlagen. Wehling freilich möchte noch näher ran ans Geschehen am CentRO und verspricht, „alle Hebel in Bewegung zu setzen“.

Die Resonanz ist riesig. Bei der Krawa-Sonderausstellung auf dem Berthold-Beitz-Boulevard kamen fast 3000 Besu-

cher, besser: Bewunderer. „Die anschließende Ausfahrt zur Heinrichshütte bot die perfekte Kulisse für unsere rund 60 historischen Fahrzeuge.“ Was touristisches Interesse am Markt der Muldenkipper und Co. betrifft, gibt es also keine Bedenken. „Erst neulich hat ein Rentner aus München angerufen. Der weiteste Gast ist bis jetzt aus Rumänien gekommen, nur um noch einmal zu sehen, was er früher gefahren ist“, erzählt Hoffmann, der mit seinem Titan auch schon der Oldtimer-Weltmesse „Techno Classica“ seine Aufwartung machte. Vor zehn Jahren gründete er nur folgerichtig die „Nutzfahrzeug-Veteranengemeinschaft“ - mit inzwischen fast 1000 Mitgliedern! Wie, Veteranen? „Kollegen von früher.“

Gesucht werden weiterhin, ob für Archiv oder Ausstellung, „lasterhafte“ Accessoires, Literatur und Bilder zum Thema - aber nicht unbedingt übers Internet. Das ist nicht das Medium von Hoffmann, dem Handfesten. Das virtuelle Netz ist anders als seine Trucks - irgendwie nicht greifbar. Sagt er betont hemdsärmelig und kokettiert doch. Die Homepage der Firma jedenfalls (www.nutzfahrzeuge-hoffmann.de) ist topmodern animiert und sogar in englischer Version anwählbar. Wer nicht mit der Zeit fährt, fährt mit



*Das sind die Gesichter, mit denen man
Nostalgisches aus der deutschen
Lkw-Geschichte verbindet*

der Zeit vor die Wand. Einem alten Fuhrmann jedenfalls braucht man das Fahren nicht beizubringen.

Wir reisen jedoch zurück aus der Zukunft lieber in die Vergangenheit und gucken uns um, welcher Fuhrpark noch auf den knirschenden Kiesparkplätzen und demnächst womöglich schon hinter roten Kordeln steht bei den Hoffmanns: ein Magirus Deutz vom Stadtreinigungsamt Münster, ausrangiert die Freiwillige Feuerwehr Kulmbach, der ausgestorbene „Bau-Bulle“, ein Scania aus Düsseldorf mit dem Schausteller-Schriftzug „Bruch & Söhne“, ein seltener Borgward anno 1954, der Hanomag Henschel oder die erste

Raupe mit Lenkrad aus dem Jahre 1955. „Heute macht man das mit Hebeln.“

In der Werkstatt thront der mächtige Vorschlaghammer auf einem Stapel Ersatzreifen, die Karossen für die Schönheitskur warten „unten ohne“. Verrostet und verbeult manche, bei einigen ist bloß der Simmerring undicht, mal leidet der Kühlergrill unter Lochfraß, dort wiederum muss das hölzerne Fahrerinnen-Chassis noch „aufgeblecht“ werden, auf einem anderen zeigt die Zulassungsplakette „12/87“. Im Lager wird sich schon das richtige Material finden lassen, der Bestand umfasst rund 25000 Ersatzteile, von der Schraube bis zum Getriebe, neu wie gebraucht. Und schon strahlen die verchromten Trittbretter wieder. Enorm in Form präsentiert sich gewisser-

maßen als Schutzpatronin das Motoröl-Mädchen von Vee-dol. Andere Aufkleber verraten Vergangenheit: „Kohle und Heizöl“ steht da zu lesen, „Fahrer mit Herz“ ist noch zu entziffern. „Kraftfahrer“, betont Fuhrwerker Hoffmann, denn Lenk- oder Kupplungshilfen gab es doch noch gar nicht. Blinker auch nicht - beinahe andächtig betätigt er den Winker eines Kässbohrer. Der Kipplaster gehörte in der Jahrhundertmitte zum vertrauten Straßenbild. Und das ist nicht irgendein Kipper. „Den hab ich damals selbst mit abgeholt aus Braunschweig, da war ich zehn Jahre alt.“ Man kann sich vorstellen, wie stolz er war auf der mit braunem Leder bezogenen Sitzbank. Aufm Bock. Neben Vattern, „der ist in den Fünfzigern schon Krupp gefahren“.

Richtig: Sowas gibt's heute nicht mehr. Außer bei Hoffmann. In Oberhausen.

Gnadenbrot in der Villa Kunterbunt

Verein für Pferde in Not kümmert sich um vernachlässigte Pferde - und benachteiligte Menschen

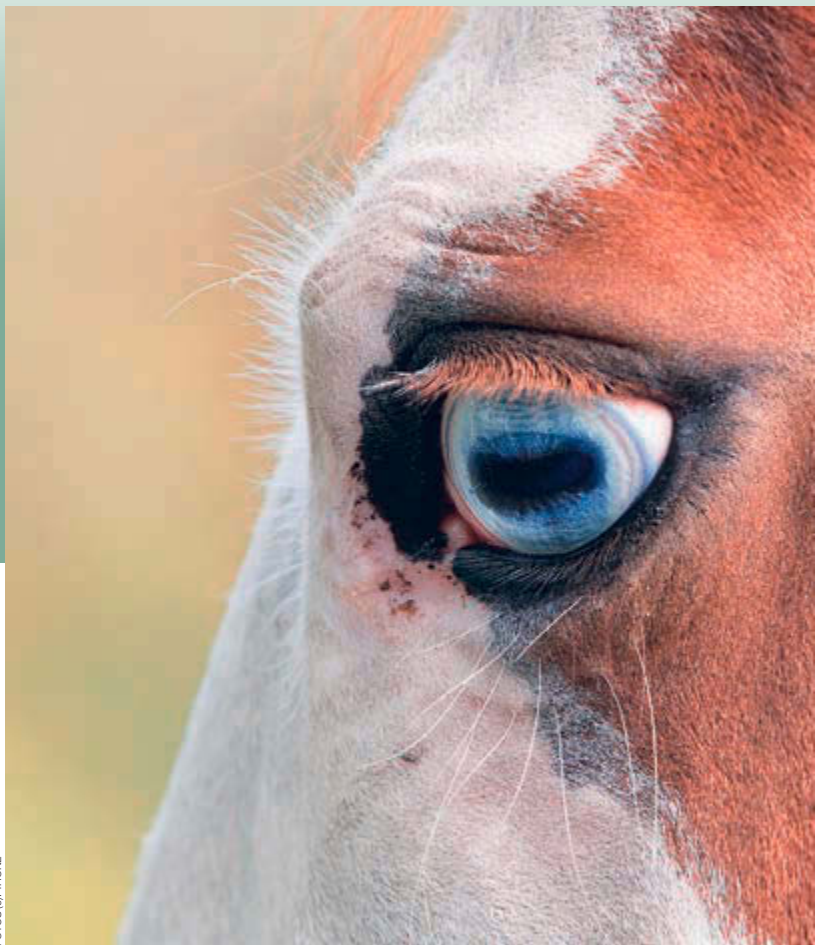
VON ASTRID KNÜMANN

Von der Straße aus deutet nichts auf das landschaftliche Kleinod hin, das sich am Fuße der Halde Haniel erstreckt. Führt man auf den Gnadenhof, steht man zunächst vor einem weißen Wohnhaus mit ebenso weißen Stallgebäuden rechts und links. Nichts Besonderes, eher unspektakulär. Doch dann führt der Weg durch eine kleine Tür, bei der jeder den Kopf einziehen muss, durch einen Teil der Stallungen, in dem Sattelzeug und trockenes Brot als Leckerei gelagert werden, an der anderen Gebäudeseite hinaus in eine völlig andere Welt. Und hier ist das Wohnhaus nicht mehr weiß, sondern leuchtend gelb. Und die Stallungen sind an der einen Seite rot, an der anderen blau. Villa Kunterbunt eben.

Hier tummeln sich zunächst mal drei Schäferhunde, gleich nebenan grunzt ein Schwein, daneben zupfen drei Ziegen am Grün und auf dem gesamten Hof scharren Hühner nach Körnern. Und von ihren Resten profitieren die wilden Tauben und die Spatzen, die vor etwa einem Jahr eingezogen sind. Ach ja, und dann gibt es da noch Kaninchen - und 21 Pferde.

Und damit hat die Geschichte des Gnadenhofes begonnen - mit einem Pferd in Not. „Es fing an mit einem Stutfohlen, einem Paint. Ich habe es in Kirchhellen in einer Herde mitten im Wald gesehen. Es hatte zwei blaue Augen! Ich wollte das Pferd unbedingt haben“, erinnert sich Susanne Bungert an das damals fünf Monate alte, jedoch völlig verwaarloste Fohlen: „Dann kam auch noch eine Krankheit nach der anderen. Aber heute ist ‚Blue‘ so fit, dass sie auf Westernreit-Turnieren startet“, freut sich Susanne Bungert, die sich gern in den Westernsattel schwingt und dabei so richtig abschalten kann.

FOTOS (6): THÖNE



Mit einem Pferd in Not hat die Geschichte des Gnadenhofes am Fuße der Halde Haniel begonnen

Vor neun Jahren schon hatte die Tierheilpraktikerin das Gelände an der Kirchhellener Straße übernommen („Es war vorher eine Geflügelzucht.“) - und immer mehr Tiere zogen zu ihr. Nach „Blue“ kam auch ihr ein Jahr jüngerer Bruder „Macho“ nach Königshardt: „Er war zunächst zu wenig gewachsen, kam dann zu neuen Besitzern, die ihn aufpäppelten. Aber die Sehnen in seinen Beinen wuchsen nicht schnell genug mit. Er fiel immer um.“ Auch das ist Vergangenheit - Hengst „Macho“ ist kerngesund und wird heute von Susanne Bungerts Sohn geritten.

Es waren aber die Erfahrungen mit „Blue“, die Susanne Bungert 2005 zur Gründung des Vereins für Pferde in Not veranlassten. Um seine Arbeit zu finanzieren, arbeitet der Verein in erster Linie mit Paten, die monatlich einen Obolus entrichten und sich zudem um ein Pferd kümmern. Außerdem sind die Aktiven auf Sponsoren und Spender angewiesen: „Und wir schießen immer noch privat einiges zu.“

Das Ziel des Vereins formuliert Susanne Bungert so: „Wir kümmern uns um Pferde aus schlechter Haltung, um alte und missbrauchte Pferde, retten sie vor dem Schlachter und nehmen Tiere auf, die ihre Besitzer aus Geldnot zum Schlachthof bringen wollen.“ Zu den Pferden gesellten sich inzwischen auch die Ziegen Lara und Bootsmann sowie der Ziegenbock Paul, Schwein Charly, einige Kaninchen und Meerschweinchen - auch den meisten von ihnen drohte der Schlachter.

Doch der Schwerpunkt der Arbeit gilt nach wie vor den Pferden. Sie werden in kleinen Herden zusammengeführt, denn das ist ihre natürliche Lebensweise. Sie können sich frei entscheiden, ob sie sich in einen Stall zurückziehen wollen oder die frische Luft genießen. Und vom kleinen Shetty bis hin zum mächtigen Warmblut gibt es hier fast alles, was die Pferdewelt zu bieten hat.

Und dann ist da noch Rosi, die 32 Jahre alte Ponystute, die Susanne Bungert zu Tränen rührte: „Ihre Besitzerin kam her und sagte, ich solle das Tier nehmen oder nicht. Ihr sei jedenfalls ihre Weide gekündigt worden und morgen fahre sie in Urlaub.“ Klar, Rosi fand ein neues Zuhause an der Kirchhellener Straße: „Sie hatte sich aufgrund eines Sommerkzems blutig gekratzt. Ich habe geweint, als ich sah, in



Oftmals kommen die Tiere aus schlechter Haltung



Die Pferde werden auf dem Gelände in kleinen Herden zusammengeführt



Auf dem Gnadenhof fassen die Vierbeiner schnell wieder Vertrauen

welchem Zustand das Tier war.“ Heute erfreut sich Rosi guter Gesundheit, auch wenn sie schon ganz schön grau ist um die Nase. Sie galoppiert gern mit den Jüngeren mit und genießt ihr Leben in vollen Zügen. Einige von Susanne Bungerts Notfällen sind anfangs allerdings ganz schön schwierig



„Ist das ein Pferdeleben...“



Die Anfragen nach einem Platz für ein Pferd in Not steigen

im Umgang: „Sie beißen und treten, manche sind einfach nur ängstlich.“ Zumeist dauert es aber nicht lange, dann fassen die Vierbeiner wieder Vertrauen. Und das lernen Tiere und Menschen auf dem Gnadenhof gemeinsam. Susanne Bungert ist von der therapeutischen Wirkung des Umgangs von Menschen und Tieren überzeugt. Deshalb hat der Verein auch sein Konzept erweitert - um die Integration von „Menschen in Not“, die in das Hofleben eingebunden werden. So arbeitet der Verein seit einiger Zeit unter anderem mit der Evangelischen Jugendhilfe Oberhausen zusammen. Kindergruppen aus Heimen kommen ebenso wie Menschen aus Behinderteneinrichtungen. Bungert: „Die Symbiose zwischen Mensch und Tier bedeutet gegenseitiges Geben und Nehmen.“

Inzwischen verzeichnet der Verein Pferde in Not steigende Mitgliedszahlen und auch die Anfragen nach einer Patenschaft nehmen zu. Zugleich aber steigt auch die Zahl der Anfragen nach einem Platz für ein Pferd in Not. Und so weiß auch Susanne Bungert: „Wir können leider nicht alle retten.“ Aber dennoch ist es mehr als nur ein Tropfen auf den heißen Stein, was auf dem Gnadenhof geschieht - Rosi, Blue, Macho, die Ponys Max und Moritz, und die riesige schwarze Stute Defuse sind der beste Beweis dafür. Und der größte Wunsch Susanne Bungerts: „Wir suchen seit einiger Zeit ein größeres Gelände, das wir auch noch bezahlen können.“ Dann fände sicher noch der eine oder andere Notfall mehr ein Asyl.

Modernes Gebäude in Parkstadt-Tradition

Stadtsparkasse Oberhausen ist über 140 Jahre alt - und wirkt so jung wie nie

VON GUSTAV WENTZ

Oberhausen - das wird bisweilen vergessen - ist eine vergleichsweise junge Stadt. Auch wenn sich im Jahre 2008 nicht wenige Firmen und Institutionen langen Bestehens erinnerten. Schon seit 1865 arbeitet die heutige Stadtsparkasse als das kommunale Finanzhaus, und längst ist die „Sparkasse“, wie die Menschen hier sie verkürzend nennen, nicht nur der örtliche Branchenführer, sondern der Stadt und ihren Einwohnern auch ein so vertrautes wie vertrauens-erweckendes Haus. Haus? Da muss man ergänzen, dass die Sparkasse neben der „Zentrale“ in allen Stadtteilen mal größer mal kleiner präsent ist. Über 600 Köpfe zählt derzeit der Personalbestand, und das Geldhaus fühlt sich seinem aktuellen Slogan „Fair. Menschlich. Nah.“ verpflichtet. Davon weiß nicht nur der das erste Geld sparende Schüler und Auszubildende, das weiß auch der Handwerker, der Mittelständler, der Häuslebauer, der Angestellte und Arbeiter, der Pensionär und Rentner, die Stadt eben.

Wer „Filialen“ betreibt, hat auch eine „Hauptstelle“. Die erste davon gibt es immer noch, zu Füßen des Galgenbergs, auf dem das Rathaus thront, an der Ecke Schwartz-/Grillostraße. Der einstige Hauptsitz ist zwar längst „nur“ noch eine Zweigstelle, strahlt aber äußerlich noch reichlich von der schier unerschütterlichen Gediegenheit, Solidität und Vertrauenswürdigkeit aus, ohne die ein solches Institut überhaupt nicht auskommt.

Das rasche Wachstum der Industrie- und Handelsstadt bedingte den Umzug auf die Marktstraße; die dortige Hauptstelle ist gleichfalls noch in Betrieb, wurde mit dem jüngsten Umbau komplett neu gestaltet, wirkt auf der zentralen innerstädtischen Einkaufsstraße als seriöser Baukörper mit hochmodernem Innenleben. Die einstige „Kassenhalle“ hat



FOTOS: THÖNE (8), STADTSPARKASSE OBERHAUSEN (1)

Im Inneren des Neubaus wechselt sich grauer Sichtbeton ab mit lindgrünen Flächen, für die vor allem das beeindruckende Treppenhaus sorgt

nichts mit „Abfertigung“ zu tun. Die breite Lobbyhalle ist ein Kommunikationsort, dessen unmittelbar angegliederte und so luftig wirkende wie Intimität vermittelnde Büroräume die Service-Atmosphäre verbreiten, die die Kundschaft mit Recht erwarten darf.

Nun, die Marktstraße wurde mit der Zeit auch zu klein, weswegen sich Vorstand und Verwaltungsrat Ende der 60er Jahre zu einem Neubau gleich nebenan entschlossen. Mitte der 70er Jahre wurde das wuchtige Gebäude samt angegliedertem Parkhaus (mit allerlei Ladenlokalen im Erdgeschoss) an der Wörthstraße eröffnet. Das bauliche Ensemble atmete den Geist der Zeit, entsprach dem damaligen baulichen Standard - innen wie außen.

Aber die Zeiten und mit ihnen Erkenntnisse und Standards ändern sich. Beispiele: Asbest war einst ein beliebter und in Bau- wie Heizkörpern unverzichtbar erscheinender Stoff. Dass Gefahr für die Gesundheit von ihm ausgeht, war in den 70ern noch nicht ins allgemeine Bewusstsein gedrungen. Rasant entwickelten sich auch die Stränge elektronischer Kommunikation, von der man bei der Errichtung des imposanten Gebäudes mit seiner Front aus Waschbeton und im so genannten „japanischen Viereck“ eingefassten Fen-



Glas dominiert in der Außenansicht des Sparkassen-Neubaus, der nach den Entwürfen des Berliner Büros „sauerbruch hutton architekten“ entstanden ist

stern noch rein gar nichts wusste. Und: Nach dem Brand im Düsseldorfer Flughafen wurden landesweit Gebäude auf ihre Feuersicherheit überprüft.

Das gab den Anstoß zum Abriss, den Anstoß zum Neubau. An der Wörthstraße war nicht nur reichlich Asbest verbaut worden, was vollends offenbar wurde, als ständig neue Gassen und Kanäle für die Kabel des Computer-Zeitalters geschlagen und gelegt werden mussten. Im Gebäude selbst

gab es diverse Flure, die als Sackgasse endeten - ohne Fluchtweg, ohne Notausgang! Ein Neubau also war geboten.

Die einfachste zu beantwortende Frage war die nach dem Standort. Die Sparkasse ist für Menschen da, sie muss da sein, wo sich die meisten Menschen treffen. Also hatte sie in etwa da zu bleiben, wo sie stand: zwischen Markt- und Hermann-Albertz-Straße, auf der Wörthstraße also. Nächste Frage: Wer entwirft? Bei Projekten dieser Größenordnung (angedacht waren zunächst rund 45 Millionen, es wurden schließlich rund 50 Millionen Euro) ist es üblich, einen Wettbewerb auszuschreiben. So beraten, so beschließen. Allein: Das Ergebnis des ersten Wettbewerbs überzeugte die Bauherren so recht nicht, kam nicht an, gefiel nicht. Wiederholung: Und da gab es nicht nur größere Beteiligung, da war auch der schließlich verwirklichte Entwurf dabei.

Zufall oder nicht: Eine unabhängige und mit hochkarätigen Experten besetzte Jury entschied sich für die Entwürfe des auch international wohlbeleumundeten Berliner Büros „sauerbruch hutton architekten“. Warum wir „Zufall oder nicht“ schreiben: Bei einer Tagung in Dessau hatten Sparkassen-Vorstände den Neubau des dortigen Gebäudes für das Umwelt-Bundesamt gesehen und waren begeistert - der Entwurf dazu stammte von besagten Berliner Architekten! Das war 2004. Und noch ein Zufall: Immer im Mai gab's wichtige Daten. Im Mai 2005 wurde der Bauantrag gestellt, im Mai 2006 erfolgte die Grundsteinlegung, im Mai 2008 wurde die offizielle Eröffnung gefeiert.

Als Zeichnungen und Modell der Öffentlichkeit vorgestellt wurden, war eine gewisse Skepsis nicht zu verkennen.



Offen für Personal und Publikum ist das feine Restaurant von Stefan Opgen-Rhein im Erdgeschoss des Neubaus

Zu ungewöhnlich erschien der Baukörper, dessen Form schwer zu beschreiben ist. „Kleeblatt“ meinten manche, „Doppel-Bumerang“ andere. Vier elegant gerundete Flügel hat der Bau, unterschiedlich dimensioniert, drei Etagen hoch, umgeben von Freiflächen, auf denen das Grün wächst. Zitieren wir aus der Begründung des Preisgerichts: „Die neue Hauptstelle wird in einem leichten, heiteren Solitärbaukörper mit organischer Form realisiert.“ Mit zunehmendem Baufortschritt, lange hinter blickdichten Zäunen verborgen, wuchsen allenthalben Staunen und schließlich Respekt.

Lichter ist die Stadt durch die Bebauung der insgesamt rund 9000 Quadratmeter großen Fläche jedenfalls geworden, Durch- und Einblicke gibt es neuerdings von der Wörth- zur Saarstraße, von der Wörthstraße schräg hinüber bis zur Lothringer Straße. Dass diese im Herbst 2008 mit dem Neubaus des vom Tornado 2004 demolierten Südbades mittlerweile auch ein neues und attraktives Gesicht bekommen hat, darf man nicht verschweigen, fügt es sich doch der Idee der Architekten trefflich an. Die Grundidee - und auch das ist faszinierend - besteht in der Wiederaufnahme der von Oberhausens Stadtplanern über Jahrzehnte kaum noch beachteten Vorstellung von der „Parkstadt Oberhausen“.

Kaum eine Stadt Westdeutschlands hat in der Innenstadt eine solche Fülle von Parks aufzuweisen. Zwischen Hauptbahnhof und Rathaus, zwischen Rathaus und Helmholtzstraße, zwischen Amtsgericht und Europahaus, zwischen Hauptpost und Helmholtzstraße, dazu noch Plätze wie Altmarkt, Südmarkt oder Will-Quadflieg-Platz. Alles nicht einer Laune entspringend, sondern handfest und herzlich geplant - und in Jahrzehnten als Idee weitgehend verschütt gegangen, der Einwohnerschaft, die ja in dieser Landschaft lebt, kaum noch bewusst. Darum übrigens ist die dominierende Farbe der neuen Hauptstelle der Stadtparkasse das auf Natur verweisende Grün, nicht etwa das vertraute Rot des Sparkassen-„S“.

In der Außensicht dominiert Glas auf einer Fläche von 3500 Quadratmetern. Aber es sind nicht einfach Glasscheiben, die lediglich für Transparenz sorgen wollen. Sie zeigen ein vertrautes Muster, von „Brüsseler Spitzen“ spricht man offiziellerseits gern, „Tortenspitzen“ heißen sie im Volksmund. Beton? Gibt's drinnen! Und zwar zu sehen. Grauer Sichtbeton wechselt sich ab mit lindgrünen Flächen, für die

vor allem das beeindruckende Treppenhaus sorgt. Vierzig Tonnen schwer ist die Konstruktion der geschwungenen Treppen, und es war ein schwieriger technischer Akt, diesen Korpus ins Gebäude einzupflanzen. Einschließlich der benachbarten Service-Büros arbeiten rund 220 Sparkassen-Angestellte hier, und auch in der Zentrale sind die Büros nicht etwa von üppiger Größe, sondern auf funktionale Dimension zurückgenommen. Umso größer sind die Flächen, die der Kommunikation dienen. Womit nicht der Plausch von Tür zu Tür gemeint ist (den's wohl auch gibt), sondern Raum für persönliche Begegnungen mit Kunden und Kollegen.

Wer von morgens bis abends arbeitet, muss auch mal essen. Dazu hatte die Sparkasse vorher ihr „Kasino“, das freilich nur dem Personal vorbehalten war. Jetzt gibt es eine öffentlich Begegnungsstätte im Erdgeschoss, die „Kantine“ zu



Vier elegant gerundete Flügel hat der attraktive Neubau, der die alte Vorstellung von der Parkstadt Oberhausen aufgreift

nennen beinahe beleidigend wirkt. Küchenmeister Stefan Opgen-Rhein führt dort das Kommando über eine vielköpfige Brigade. Die zaubert nicht nur werktätlich wechselnde Menüs an den SB-Tresen (offen für Personal und Publikum), sondern betreibt seit Ende Oktober auch das Restaurant „Opgen-Rhein“. Das hat sich binnen kürzester Zeit zu einer Spitzenadresse heimischer und regionaler Gastronomie entwickelt. Und „Spitzenadresse“ passt irgendwie zur Stadtparkasse Oberhausen.

Die Armut lindern

***Oberhausener Tafel versorgt
wöchentlich 700 Menschen
mit Lebensmitteln***

VON HELMUT KAWOHL

Es wird weiter Dienst am Nächsten geleistet - zwar in anderer, aber in unverzichtbarer Form: Im Juni 2007 fand in der katholischen Kirche Heilige Familie an der Buschhausener- / Ecke Gustavstraße der letzte Gottesdienst statt, nur drei Monate später ist im September die Oberhausener Tafel in das Gebäude eingezogen. Sie versorgt heute wöchentlich bis zu 700 bedürftige Mitbürgerinnen und Mitbürger unserer Stadt mit Lebensmitteln. Wer die Tafel einmal besucht, dem wird deutlich, dass Armut in unserer Gesellschaft ein Gesicht hat. Wer hier Lebensmittel holt, der hat Not. Nicht unbedingt, weil er sich sonst vielleicht kein Brot, keine Kartoffeln, kein Gemüse, keine Milch kaufen könnte. Aber wahrscheinlich deshalb, weil die ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel so knapp sind, dass wirklich jeder Cent zählt und eine Lebensmittelspende winzige „Spielräume“ für anderes eröffnet.

Die Oberhausener Tafel hilft damit diesen Menschen, eine schwierige Zeit zu überbrücken, und gibt Motivation für die Zukunft. Alexandra K. (30) jedenfalls ist froh, dass es die Tafel gibt: „Wer von Hartz IV lebt oder mit einem Stundenlohn von drei bis vier Euro auskommen muss, dem wird hier enorm geholfen. Ich bin dreimal die Woche hier und nehme Lebensmittel für mich, meinen Partner und meine zwei Kinder mit.“ Auch Ellen R. (60) ist glücklich über das Angebot: „Meine Rente ist zu gering und nach einer Überschuldung hat mich die Caritas vor vier Jahren auf die Tafel aufmerksam gemacht.“

Von knapp 800 sozialen Tafel-Einrichtungen bundesweit ist die Oberhausener Tafel bislang die einzige, die in einer Kirche untergebracht ist. Kirchengaustritte und fehlende Steuereinnahmen, bedingt durch den Bevölkerungsschwund



FOTOS (B): JOPEK

Geduldiges Warten auf die Ausgabe der Lebensmittel in der ehemaligen Kirche Heilige Familie

bei gleichzeitig hoher Arbeitslosigkeit im Revier und zunehmenden Niedriglohnjobs, hatten das Ruhrbistum Essen zu massiven Einsparungen gezwungen und die Heilige Familie war letztlich eine von sechs Oberhausener Kirchen, für die es keine Rettung mehr gab. Das in den Jahren 1957/58 errichtete Kirchengebäude wurde der Oberhausener Tafel mietfrei überlassen. 50.000 Euro investierte der heute gemeinnützige und wohltätige Verein u. a. in eine neue Heizung und in behindertengerechte Toiletten, dann stand dem Start als zentrale Oberhausener Ausgabestelle für Lebensmittel an Bedürftige nichts mehr im Wege. Der Kirchenraum wurde ganz bewusst in seiner ursprünglichen Form erhalten. Die Menschen kommen herein und stehen in einem Gotteshaus mit Altar. Erst wenn sie sich umdrehen, sehen sie den an einer Seite des quadratischen Raumes aufgebauten Tafel-Supermarkt.

Mit dem Problem Armut ist Josef Stemper (66), Vorsitzender der Oberhausener Tafel, die 2001 als Projekt der Agenda 21 im Diakonischen Werk des Kirchenkreises Oberhausen gegründet wurde und seit 2006 selbstständig ist, vertraut. Viele Jahre war er stellvertretender Leiter des Oberhausener Sozialamtes, zuletzt vor seinem Eintritt in den (Un-)Ruhestand Leiter des Bereiches Flüchtlinge und Ob-

dachlose. Stemper weiß, dass die Menschen, die zur Oberhausener Tafel kommen, fast alle in Armut leben und es verdient haben, Lebensmittel mitzunehmen. Einen Euro zahlen sie bei jedem Besuch. „Dafür haben sie das Gefühl, sie bekommen keine Almosen, sondern sie gehen bei der Tafel einkaufen.“ Weggeschickt wird niemand, auch wer keinen Euro dabei hat, kann sich für die Ausgabe im Kirchenraum anstellen und dann beim nächsten Mal bezahlen.

Viermal in der Woche ist die Tafel-Kirche montags, mittwochs, donnerstags und freitags geöffnet, weitere Ausgabestellen sind donnerstags an der Bahnstraße in Holten sowie montags an der Fichtestraße in Buschhausen und an der Drosselstraße in Klosterhardt. „Fast immer sind es die gleichen Menschen, die zu uns kommen, im Schnitt zwischen 60 und 90 pro Tag, aber auch schon mal 150“, so Stemper. Es sind Hartz IV-Empfänger, ältere Menschen mit niedriger Rente, Familien am Existenzminimum, Alleinerziehende, Obdachlose, „aber auch immer mehr junge Menschen, die durch eigene Arbeitslosigkeit und gestiegene hohe Nebenko-



Fleißige Helfer sortieren vor der Ausgabe im Kirchenraum schlechte Lebensmittel aus

sten für ihre Wohnung über immer weniger Geld verfügen können“. Der Anteil der ausländischen Tafel-Nutzer liegt zwischen 20 und 30 Prozent. Eine von ihnen ist die Türkin Semira M. (32): „Unser Einkommen reicht nicht aus, ich komme seit einem Jahr viermal in der Woche zur Tafel und nehme Lebensmittel für meine sechsköpfige Familie mit. Das ist alles gut hier.“

Mit drei Transit-Transportern, die zum Teil aus Spenden, zum Teil aus eigenen Einnahmen finanziert wurden, werden die Lebensmittel morgens zwischen 8 und 11 Uhr direkt von den Geschäften in Oberhausen, die sie spenden, abgeholt. Das sind im wesentlichen die großen Discounter Aldi, Lidl, Plus und Kaiser's sowie zahlreiche Bäckereien, mal auch ein Wurstgroßhandel oder das Logistikzentrum von Lekkerland im Gewerbegebiet Waldteich. Jeder Fahrer steuert auf seiner Tour knapp zehn Geschäfte an und ist gegen 11 Uhr wieder an der Kirche. Mitgenommen werden aus den Geschäften ausschließlich Lebensmittel, deren Mindesthaltbarkeit beim Abholtermin noch aktuell ist, beziehungsweise Waren, die kurz vor dem Ablauf ihrer Haltbarkeit stehen. Diese Kriterien entsprechen den Vorgaben der Lebensmittelaufsicht. Josef Stemper weiß: „Etwa 20 Prozent unserer Lebensmittel werden nicht verzehrt, sondern landen auf dem Müll. Dies entspricht täglich Tonnen von einwandfreien Lebensmitteln, die auf diese Weise ‚entsorgt‘ werden. Engpässe bei den Lebensmitteln haben wir deshalb so gut wie nie, natürlich haben die Waren aber nicht immer die gleiche Qualität und Güte.“

In einem Nebenraum der Kirche wird nach Ankunft der Fahrzeuge von den geschulten Augen der ehrenamtlichen



Die gespendeten Lebensmittel werden morgens von den Tafel-Mitarbeitern bei den Geschäften abgeholt

Helferinnen und Helfer das Schlechte vom Guten getrennt und wandert dann direkt in den Müll. Derweil hat sich der Innenhof der ehemaligen Kirche nach und nach mit Bedürftigen gefüllt. Ab 9.30 Uhr stehen die ersten an, ab 11 Uhr werden von den Tafel-Mitarbeitern Nummern verteilt und der Obolus von einem Euro eingesammelt. Damit ausgleichende Gerechtigkeit besteht, bekommt der erste Besucher nicht automatisch die Nummer 1, sondern kann auch schon mal die „44“ ziehen. Peter B. (48) ist einer von denen, die meist schon früh morgens da sind: „Ich unterhalte mich hier gern auch noch mit anderen Menschen. Zur Tafel gehe ich schon seit über sechs Jahren und kann dann meine drei Kinder und mich versorgen.“ Stress bei der Ausgabe gibt es so gut wie nie, die Menschen kennen sich und die Abgabe der Lebensmittel verläuft diszipliniert. Fällt dennoch mal einer aus der Rolle, kann er vom Team schon mal für einige Zeit mit einem Hausverbot belegt werden. Meist hat sich das Problem danach erledigt. Nichts abgegeben wird an alkoholisierte Menschen.

Das Angebot der Oberhausener Tafel wird von den Menschen gut angenommen, eine gewisse Hemmschwelle gibt es meist nur beim ersten Besuch. Die Ausgabe funktioniert nach festen Regeln, aber ohne Kontrolle. Die Mitarbeiter sorgen für eine gerechte Verteilung. Papiere überprüfen - das gibt es bei der Oberhausener Tafel nicht. Es gilt der Grundsatz: „Wer hier ansteht und sich bedürftig fühlt, der ist es auch.“ Die Mitarbeiter vergewissern sich nur, dass die Menschen aus Oberhausen kommen. Schließlich hat jede Nachbarstadt ihre eigene Tafel. Josef Stemper betont einen für ihn wichtigen Aspekt der Tafel-Arbeit: „Wir nehmen ja einiges an möglichen Aggressionen bei den Menschen raus: Sie brauchen nicht zu hungern, sie müssen nicht stehlen, sie bekommen bei uns Lebensmittel aus einer Überproduktion geschenkt.“ Und tatkräftige Unterstützung bei kleineren Problemen, wie zum Beispiel dem Ausfüllen von Formularen, gibt es auch: Immer dienstags von 9 bis 12 Uhr werden in der Tafelkirche Beratungssprechstunden angeboten.

Der fünfköpfige Vorstand der Oberhausener Tafel - neben Josef Stemper sind das Heidi Straß (leitet das Tafel-Café), Hans-Uwe Zöllner (zuständig für die Ausgabe in Holten und

verantwortlich für die Transportfahrzeuge), Kurt Märzke (leitet im Team mittwochs die Ausgabe in der Kirche und ist Schriftführer des Vereins) und Manfred Porath (leitet die Ausgabe in Klosterhardt und ist Schatzmeister) - kann sich heute auf die Unterstützung von rund 90 ehrenamtlich täti-



Gegen eine kleine Eigenbeteiligung von 50 Cent gibt es zweimal in der Woche auch ein warmes Mittagessen

gen Mitgliedern verlassen und schöpft damit glücklicherweise „aus dem Vollen“. Manche arbeiten hier einmal die Woche, manche auch viermal. Die „Ehrenamtlichen“ sind ein Querschnitt der Bevölkerung: Rentner und Pensionäre, ehemalige Diplom-Ingenieure, Hartz IV-Empfänger, Hausfrauen, Russlanddeutsche, Witwen. Fast alle sind sie über 60 Jahre alt. Der Gedanke, der viele antreibt: Etwas Soziales zu machen und die eigene freie Zeit vernünftig zu gestalten. Aber es melden sich auch jüngere Menschen, die zum Teil selbst das Angebot der Tafel in Anspruch nehmen. Ihre Motivation: Wenn ich schon etwas praktisch umsonst bekomme, möchte ich auch etwas dafür tun.

Die Idee der Tafeln für Bedürftige stammt aus den USA, ist dort 1963 ins Leben gerufen worden. Erstaunlicherweise erst nach der Wiedervereinigung Anfang der 90er Jahre sind die ersten Tafeln auch in deutschen Großstädten wie Berlin, Hamburg und München gegründet worden. Heute gibt es in



Ein eingespieltes Team: Die ehrenamtlich tätigen Mitglieder des Vereins Oberhausener Tafel

der Bundesrepublik rund 800 Tafeln. Die Oberhausener Tafel wurde 2001 im Haus Bethel ins Leben gerufen. Josef Stemper: „Wir wussten damals, wo die sozialen Brennpunkte waren und haben an der Edmundstraße, an der Bahnstraße, an der Klosterhardter Straße auf dem Tackenberg und im Uhlandviertel angefangen. Wir sind dahin gegangen, wo Armut war. Mit privaten Pkw sind wir zu Aldi und Lidl gefahren und haben die Lebensmittel abgeholt, das war noch nichts Organisiertes. Später hatten wir bis zu neun Verteilerstellen und aus dem Pacellihaus in der Innenstadt sind wir in die ehemalige Gaststätte Hellersberg gezogen.“

Der Etat für den Betrieb der Oberhausener Tafel liegt bei jährlich 40.000 bis 50.000 Euro. Allein die monatlichen Kosten für Grundbesitzabgaben, Heizung, Strom, Wasser etc. belaufen sich auf rund 1000 Euro. Mehr als die Hälfte davon wird von den Bedürftigen, die die Lebensmittel abholen, mit dem 1 Euro-Beitrag selbst getragen, der andere Teil kommt über Spenden herein. Großzügige Spender waren in der Vergangenheit die Sparkassen-Bürgerstiftung, der Lions-Club und die Rotarier, die Energieversorgung Oberhausen und die Osterfelder Wohnungsgenossenschaft GE-WO, aber auch viele Privatpersonen, die zum Beispiel anlässlich eines runden Geburtstages zwischen 1000 und 4000 Euro spendeten.

Mit den Spenden konnte zuletzt ein Fahrzeug als Kühlauto umgebaut werden. Die „Kühlkette“ vom Geschäft bis zur Kirche wird jetzt nicht mehr unterbrochen, die strengen Auflagen der Lebensmittelaufsicht werden erfüllt. Für die Ausgabe im ehemaligen Kirchenraum stehen zudem drei neue Kühlregale für jeweils über 2000 Euro Anschaffungskosten zur Verfügung, so dass auch Fleisch- und Wurstwaren oder Milchprodukte gut gelagert zur Ausgabe kommen können. Spenden sind beim Verein natürlich jederzeit willkommen, aber, so Stemper, „wir dürfen uns bei unserer Arbeit nicht auf ein bestimmtes Spendenaufkommen verlassen.“

Mittwochs und freitags gibt es in der Kirche gegen eine Eigenbeteiligung von 50 Cent auch ein Mittagessen in Form einer Suppe oder eines Gemüsegerichts. Ein Angebot, das regelmäßig von 50 bis 70 Personen genutzt wird. Das Essen kommt vom St. Josef-Krankenhaus, da es in der Kirche keine eigene Küche gibt. Kaffee und Kuchen, zubereitet von den ehrenamtlichen Helfern, gibt es zudem immer mittwochs, freitags und sonntags. Unterstützt werden in Oberhausen auch mehrere Ganztagschulen: Damit auch die Kinder etwas zu essen haben, deren Eltern das Mittagessen nicht bezahlen können, werden dienstags Salate und Obst in die Schulen geliefert. Hierfür gibt es zwar keinen speziellen Etat, aber „das Wohl der Kinder steht für uns im Vordergrund.“ In der Planung ist ein Lebensmittel-Bringdienst nach Hause für bettlägerige Personen.

Um das Gefühl zu vermitteln, wie es ist, für Lebensmittel anzustehen, führt die Oberhausener Tafel zahlreiche Informationsveranstaltungen bei den Kirchengemeinden durch. Schulen organisieren Projektwochen zum Thema und rufen wegen Sozialpraktika immer öfter bei der Tafel an. Josef Stemper: „Uns alle verbindet das große Ziel, die Armut in Oberhausen ein bisschen zu bekämpfen. Wir können nicht die Not aller lindern, aber die glücklich machen, die wir bedienen.“ Das Spendenkonto der Oberhausener Tafel: 520 01 468 bei der Stadtsparkasse Oberhausen.

Vorhang auf

Unter der neuen Leitung hat sich das Theater praktisch über Nacht deutschlandweite Reputanz erworben

VON MICHAEL SCHMITZ

Das Theater huldigt dem Spiel, getragen von einem hoch motivierten Ensemble. Bis Ende Oktober soll die Stadt ein ‚grundlegend überarbeitetes‘ Sparkonzept vorlegen. Das beste Argument gegen den drohenden Theaterexodus liefern die Zuschauer. Sie kommen nicht aus Solidarität, sondern weil in Oberhausen aufregendes Theater gemacht wird.“ Als Vasco Boenisch in der Wochenendausgabe der „Süddeutschen Zeitung“ vom 11./12. Oktober mit diesem Absatz seine Rezension beendete, gab es in der Stadt noch Hoffnung, dass Innenminister und Regierungspräsident noch einlenken, zumindest einen Zeitaufschub für das Spardiktat gewähren würden, nach dem die Stadt über die bislang geleisteten 50 Mio. Euro hinaus insgesamt 157 Mio. Euro einsparen, bis 2011 einen ausgeglichenen Haushalt vorlegen soll. Und natürlich ging damit auch die neuerliche Angst umher, dass das Theater das erste prominente Opfer dieser Verfügung sein würde.

Die Sorge um das Theater, im Haus selbst, beim Publikum, ja in der gesamten Stadt ist eher gewachsen bis zur Drucklegung des „Jahrbuches '09“, die Düsseldorfer Kommunalaufsicht blieb hart, gab mit bürokratischer Sturheit und blankem Zynismus nicht um einen Deut nach. Und terkariert damit alle Versuche, der Stadt, auch selbst gegen die drohende Verödung anzukämpfen.

Ein Pferd, auf das die Stadtoberen dabei setzen, ist der Tourismus, eine Branche, in der Oberhausen, zugegeben von einem niedrigen Sockel ausgehend, seit beinahe 15 Jahren die größten Zuwachsraten im Ruhrgebiet verzeichnet. Was mit „Feuer und Flamme“ 1994/95 seinen Anfang nahm und mit dem CentrO einen sensationellen Schub erlebte, entwickelt sich seither hoffnunggebend. Die neue



FOTOS: DÖRENDOFF (2), WALLHORN (2)

Von der Fachwelt gefeiert: die hinreißende Inszenierung von Molières boshafter Komödie „Tartuffe“ (Szene mit Björn Gabriel und Annika Meier)

Konzeption der Ludwig Galerie zieht zunehmend Besucher an. Das Metronom Theater schreibt nach langen Jahren der Pleiten und Pannen unter dem Dirigat von Stage Entertainment endlich eine Erfolgsgeschichte, hat mit Roman Polanskis Musical „Tanz der Vampire“ erneut einen Knaller nach Oberhausen gebracht, einen Zuschauermagneten.

Soeben wurde der Wechsel an der Spitze der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH vollzogen. Burkhard Koch, bislang bei Stage Entertainment für fünf Musical-Theater zuständig, darunter das „Metronom“ am CentrO, löste Axel Biermann ab. Auch die Oberhausener Kreisgruppe des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes hat eine neue Vorsitzende. Wie Burkhard Koch setzt auch Uschi Wischermann-Bruckschlegel auf Tourismus, seit Jahren schon. Und mit dem Theater haben beide jetzt ein Pfund hinzu gewonnen, das sie wie einen Magneten in die Kette um das Werben auswärtiger Gäste einfügen können: das Theater Oberhausen.

Ludwig Galerie, Internationale Kurzfilmtage, Theater Oberhausen, ein Trio der sogenannten Hochkultur, um das vergleichbare Kommunen, selbst größere Städte, Oberhausen beneiden. Das Theater ist plötzlich wieder im Gespräch,



Intendanten aus den Nachbarstädten, etwa aus Bochum, Essen und Mülheim, wo ja seit Jahren überregional beachtetes Schauspiel gemacht wurde, schauen mit Hochachtung auf das neue Oberhausen, mit Respekt, nicht mit Neid. Das Team um den neuen Intendanten Peter Carp und seinen Leitenden Dramaturgen Tilman Raabke hat in der zweiten Septemberhälfte aber auch in der Tat einen furiosen Start hingelegt, hat mit Tom Waits' Opera „Woyzeck“ und einer hinreißenden Inszenierung von Molières boshafter Komödie „Tartuffe“ einen sensationellen Neuanfang hingelegt. Mehr noch, es hat gewissermaßen über zwei Nächte Publikum zurückerobert, das sich in den vergangenen fünf Jahren vom Musentempel am Will-Quadflieg-Platz zunehmend abgewendet hatte.

Dabei gelang der neuen Leitung im Vorfeld ein Meisterstück, als es sich vom Meister Waits selbst die Genehmigung sicherte, den „Woyzeck“ aufzuführen, der nach der

Mit einem bunten und fröhlichen Theaterfest stellte sich das Ensemble auch seinem jungen Publikum vor

Kopenhagener Uraufführung 2000 nie wieder inszeniert werden durfte - bis Oberhausen kam. Inzwischen hat selbst die deutsche Ausgabe des amerikanischen „Rolling Stone Magazine“ eine Rezension veröffentlicht, eher verhalten positiv geschrieben, nicht so begeistert wie die deutschsprachige Kritik landauf, landab ansonsten.

Ein paar Auszüge aus dem Pressespiegel zur Eröffnung, noch einmal Vasco Boenisch in der Süddeutschen Zeitung zum „Woyzeck“ von Tom Waits: „Auch seine Woyzeck-Songs, die also nun in Oberhausen zur deutschsprachigen Erstaufführung kommen, haben diesen mal balladenseligen, mal rumpeligen Zirkus- und Jahrmarktstil. Der spanische Musiktheaterregisseur Joan Anton Rechi nimmt diese Atmosphäre geschickt auf und siedelt die Geschichte vom ar-

men Soldaten Woyzeck im Rotlichtmilieu an. Ein kreisendes Stundenhotel für die verkrachten Existenzen, auf der Dachterrasse die Kapelle. Drumherum schwarze Leere, wie sie Büchner in seinem berühmten Antimärchen beschreibt.“ Stefan Keim, langjähriges Mitglied auch der Jury des Oberhausener Theaterpreises und sicherlich einer der profunde- sten Kenner des hiesigen Theaters, schreibt in der „Frankfurter Rundschau“: „Eine herunter gekommene Spelunke hat Bühnenbildner Alfons Flores auf die Drehbühne gestellt, die Band spielt auf dem Dach, der Hauptmann lässt sich in diesem Stundenhotel rasieren. Huren laufen lasziv durch die Räume. Neonleuchten tauchen die Szene in verschiedene, künstlich-kalte Farben. Die Kaschemme leuchtet in der Dunkelheit, zieht die Menschen an, als seien sie Fliegen, die keine Ahnung haben, dass sie in diesem Licht verbrennen können ... Auf der Bühne mischen sich Mitglieder des alten und des neuen Oberhausener Ensembles, als hätten sie schon immer zusammen gespielt, alle Schauspieler singen ausgezeichnet. Die Bezeichnung ‚Opera‘ ist nicht übertrieben, denn Tom Waits behandelt seine Songs tatsächlich wie Arien, vertieft die Gefühle, während die Handlung still steht. Wenn Musik verklingt, lässt Regisseur Rechi Schweigen und Leere zu, man ahnt die Hoheit der Welt, die Woyzeck empfindet. Ein starker Start in Oberhausen.“ Anke Demirsoy schafft in der Deutschen Presse-Agentur zusätzliche bundesweite Verbreitung: „Aus der rasiermesserscharfen Unterschichten-Studie wird so eine unterhaltsame Revue, in der es auch mal Konfetti regnen darf.“

Die WAZ hat die beiden großen Eröffnungs-Premieren begleitet, Gudrun Norbistrath schreibt, auch die Existenzdebatte reflektierend: „Ja, Oberhausen hat wieder ein Theater, und wenn es so bleibt wie am vergangenen Auftakt-Wochenende, dann wird es alle Beteiligten überzeugen, dass hier kein Euro verloren ist. Der neue Intendant Peter Carp hat gezeigt, dass er ein Publikum begeistern kann - und zwar ohne Ramsch von der Unterhaltungsstange, mit einem Theater,

das fantastisch, frech und hoch emotional den Kampf gegen gedankenträge Langeweile aufnimmt.“ In der NRZ schreibt Jörg Bartel: „Dieser ‚Woyzeck‘ ist kein Soldatenstück, und das 19. Jahrhundert ist weit. Es ist eine moderne, zeitlose Tristesse, die auf allen liegt wie Spinnweben, von der sie sich wenigstens für Momente loszusingen, loszutanzten, loszulaufen und loszulieben versuchen. Hier gibt es keine Gewinner und keine Täter, hier gibt es nur arme Teufel in einer ziemlich kalten Hölle ... Das Oberhausener Publikum applaudierte minutenlang und so laut, dass man den Beifall bis



Der neue Intendant Peter Carp (r.) und sein Leitender Dramaturg Tilmann Raabke

Düsseldorf gehört haben müsste. Es mag diesen Woyzeck. Es mag dieses Ensemble, und es will dieses Ensemble, in Oberhausen.“

Nicht minder gefeiert wird auch von der Fachwelt Herbert Fritsch' Inszenierung des „Tartuffe“, die den diskreten Charme der Bourgeoisie ins Absurde führt, die mit wahnwitziger Komödiantik Gemeinheiten erst entlarvt und dann, Moliere verkehrend, zulässt, die radikal die Spielmöglichkeiten des Theaters wahrnimmt als das, was sie sind, als Spiel, als Spielen. Das alles ist auch eine Zwerchfellstrapaze, ohne in Albernheiten, in Klamauk abzugleiten, wollüstig spielt sich das Ensemble nachgerade in einen Rausch, in dem auch die Bitternis der Satire sichtbar ist. Und das Publikum gerät aus eben diesem Häuschen, feiert Party, wenn der



Mit Tom Waits' Opera „Woyzeck“ (Szene mit Nora Buzalka und Jürgen Sarkiss) hat das Theater einen furiosen Start in die neue Spielzeit hingelegt

androgynen Gaukler die Protagonisten im Hause Orgon auf den Schafott der Selbstentblößung führt.

Dazu noch einmal Gudrun Norbistrath in der WAZ: „Der Tartuffe von Herbert Fritsch ist spektakulär. Der Mann schreckt vor keiner Micky-Maus-Ästhetik zurück, präsentiert Unterhosen, lässt grapschen, kreischen, jaulen, Koloraturen heulen, bis der Schmerz höflich an die Hirnschale klopft. Das grenzt haarscharf an Klamauk, rammt aber das Geniale. Und wenn endlich dem Gutwilligsten klar sein muss, dass dies keine normale Klassik-Adaption ist (wie bitte soll der Schüler seinem Deutschlehrer erklären, wie der Reim ‚religiöse Christenmose‘ ins Stück geraten ist?), dann kippt das Spiel und wird zum grandiosen Tanz der Vampire ... Björn Gabriel als Tartuffe ist ein unübertrefflich süßer androgyner Vampir (an welche wahnwitzige Horror-Show denken wir da wohl?), und der schaut so fledermaus-luziferisch, so kreuzbravtreuerlich, dass es eine Lust ist.“

Inzwischen, freuen sich Carp und Raabke, schlägt sich das neue Konzept auch in der Statistik nieder. Die Zuschauerzahlen ziehen langsam an, die Weihnachtsproduktion „Tom Sawyers Abenteuer“ verkauft sich so gut, dass man möglicherweise schon bald zusätzliche Termine disponieren muss. Den raschen Erfolg eines ja zu rund zur Hälfte aus neuen Leuten bestehenden künstlerischen Teams führen

Carp und Raabke auf ein Ensemble zurück, dass sehr schnell zusammengefunden hat und zu einer homogenen Truppe gewachsen ist, sicherlich auch darauf, einen Schwerpunkt bei Schauspiel mit Musik zu setzen. Die neue Theaterleitung inszeniert zwar nicht den Weg zurück zum Musiktheater klassischer Schule, selten aber hat man im Oberhausener Schauspiel so viele choreographierten Elemente gesehen, selten wurde durchgängig so viel gesungen. Thomas Fritsch drückt aus, was auch von Peter Carp oder von Tilman Raabke hätte gesagt werden können: „Ich hasse den Begriff Sprechtheater. Er engt die Lust am Spielen ein, und um

nichts anderes geht es beim Theatermachen. Tanzen, singen, sprechen und spielen gehören zusammen.“

Darauf besinnt sich das Oberhausener Theater, das schon jetzt wieder ein Gewicht nicht nur in der Region ist. „Für Oberhausen ist es wichtig, dass etwas Positives berichtet wird und nicht nur, dass hier irgendwann die Lichter ausgehen“, sagt Peter Carp vor dem Hintergrund der für die Stadt gefährlichen, ja existenzbedrohenden Auseinandersetzung mit der Kommunalaufsicht um die Höhe und den Zeitrahmen des Sparvolumens im städtischen Haushalt.

Ein Teil des Publikums ist inzwischen vertraut mit dem neuen Ensemble und umgekehrt. Vor jeder Vorstellung im Großen Haus gibt es eine (gut besuchte) Einführung, Gespräche nach den Aufführungen, bisher spontan und sporadisch mit gutem Erfolg angeboten, sollen regelmäßig stattfinden. „Das Theater wird immer so gesehen, als sei es das dritte Weihnachtsgeschenk“, sagt der Intendant. „Natürlich sind wir auch ein wichtiger ökonomischer Faktor, aber eben auch ein Demokratie bildender. Die Demokratie setzt Bildung voraus und da haben wir eine wichtige Funktion, um qualifizierte Demokratie-Liebe zu ermöglichen. Diktaturen können leichter auf Theater verzichten. Für die Zukunft wünscht sich Carp „jeden Abend ein so vielfältiges Publikum wie die Menschen im Ruhrgebiet, die ja sehr neugierig sind, mit positiven wie heftigen Äußerungen. Natürlich könnten es noch mehr werden im Theater, denn hier im Ruhrgebiet kommen wir bestimmt auf weitere neue Ideen, die man in der Schweiz oder auch in Berlin nicht hätte.“

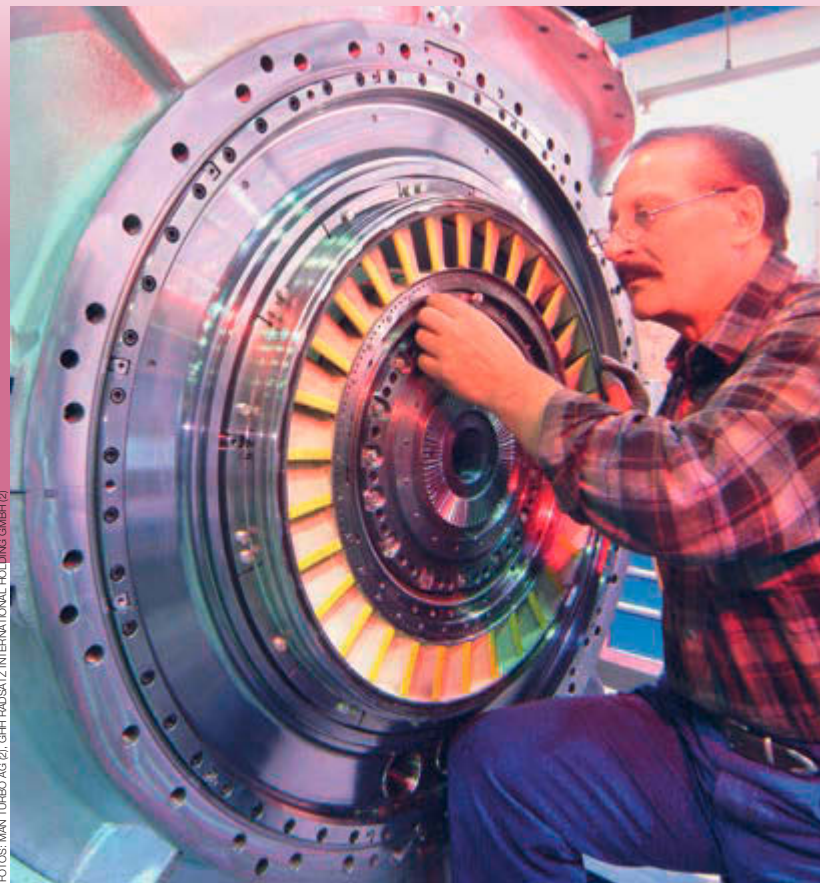
Zwei erfolgreiche Sprösslinge einer 250 Jahre alten Wurzel

**MAN Turbo AG und GHH Radsatz
mischen weltweit mit**

VON GUSTAV WENTZ

Das Oberhausen sich viele Jahrzehnte lang stolz „Wiege der Ruhrindustrie“ nannte, ist allen bekannt. Immer weniger Leuten allerdings war im Laufe der Zeit bewusst, woher der Beiname kam. Vor allem die in 2008 gefeierte 250 Jahre alte Gründung der St. Antony-Hütte vermittelte wieder einen Hauch von Patina. Die Industriegeschichte ist vergleichsweise jung. Was sind schon 250 Jahre gegenüber 2000 Jahren Christentum oder 2500 Jahren attischer Demokratie? Und doch: Ideen leben weiter, Industrie lebt weiter. Aus der gemeinsamen Wurzel St. Antony sind in Oberhausen nicht nur die ausgegrabenen Reste der ersten Hütte an der Ruhr, nicht nur vereinzelte Gebäude (wie der Gasometer oder das einstige Hauptlagerhaus an der Essener Straße) übrig - zwei Firmen mischen heute noch (und wieder) auf den industriellen Märkten der Welt mit: die MAN Turbo AG und die GHH Radsatz International Holding GmbH.

Im Rückblick auf Tradition und geschichtliche Wurzeln wollen wir an dieser Stelle keinen Konkurrenzkampf nach dem Motto „Wer ist älter?“ ausfechten. Das würde beiden Erfolgsunternehmen absolut nicht gerecht. Fakt ist freilich, dass die Radsatz-Leute 1808 - vor zwei Jahrhunderten also - in Oberhausen (genauer: in Sterkrade) mit dem begannen, was sie heute noch tun: Sie entwickeln und stellen Räder und komplette Radsätze her - einst für Förderwagen, die der Bergbau brauchte, heute für Straßen- und U-Bahnen, für Lokomotiven und Reisezugwagen. Die Spezialität der Turbo-Menschen ist eine andere: Kompressoren und Turbomaschinen, und die sind seit Beginn des 20. Jahrhunderts im Angebot, ständig verbessert, ständig auf dem neuesten Stand von Forschung und Technik, ständig dem Ziel dienend, Energie so wirkungsvoll wie möglich zu nutzen.



FOTOS: MAN TURBO AG (2), GHH RADSATZ INTERNATIONAL HOLDING GMBH (2)

**Montage eines Gasgenerators einer Gasturbine
der MAN Turbo AG, die als Antriebsmaschine von
Kompressoren in Pipelinestationen eingesetzt wird**

Die vielfältigen Umschichtungen in einem schon im 19. Jahrhundert zu einem Großkonzern gewachsenen Unternehmen - GHH (Gutehoffnungshütte) - führten am Ende - in den 1990er Jahren - zur Bildung beider Firmen. Und die GHH Radsatz verweist in ihrem Namen auf die Wurzeln, ist dabei vom GHH-Nachfolger MAN aber unabhängig. Am Rande bemerkt: Die MAN - heute Mutterkonzern der MAN Turbo - war einst eine GHH-Tochter... So kann's gehen in der Großindustrie. Aber das ist eine andere Geschichte.

Räder bewegen Menschen und Güter

Ist das Rad an sich schon eine der segenreichsten Erfindungen der Menschheit, war es mit dem Aufbau der Schwerindustrie doch vor andere Aufgaben gestellt. Was die Haltbarkeit und die Belastbarkeit anging. Hölzerne Speichenräder etwa waren mit dem Gewicht abgebauter Kohle oder glühenden Eisens schlicht überfordert, gegossenes Metall erst stellte Stabilität und langlebige Laufleistung sicher. Das war das erste Geschäft der Radsatz-Bauer. Als sie 1808

für die Gutehoffnungshütte und die gerade gegründete Hüt-
tengesellschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen die
ersten Räder für Förderwagen („Grubenhunde“) herstellte,
kam das einem Durchbruch gleich. Der der Aufbruch folgte.
Schon 1839 baute man in Sterkrade erste Dampflokomo-
tiven, und sechs Jahre später nahmen die Sterkrader die indu-
strielle, also serienmäßige, Fertigung von ganzen Radsätzen
auf. Radsätze - das zur Erklärung - sind die Schnittstelle zwi-
schen Drehgestell und Gleis. Sie besorgen Antriebs- und



*Blick in eine der Produktionshallen von
GHH Radsatz in Sterkrade*

Bremsmomente. Man sieht: Sie sind unverzichtbar, stellen
aber Ingenieure und Konstrukteure auch vor erhebliche
Herausforderungen. Denen stellte sich das Unternehmen
gern und mit wachsendem Erfolg.

Als kürzlich die GHH Radsatz - Anfang 2008 nahm sie
das französische Unternehmen Valdunes Entreprises, das
schon lange wichtiger Zulieferer war, mit ins Boot - kürzlich
ihr 200-jähriges Bestehen feierte, war viel die Rede von der
ständigen technologischen Erneuerung. Die kann nur funk-
tionieren, wenn man engen Kontakt zu Forschungsinstituten
und Universitäten hält. Konsequente Entwicklungsarbeit
macht aus einem Unternehmen der Schwerindustrie, das
einst im GHH-Konzern so liebevoll wie leicht abfällig „Rad-
satzbude“ genannt wurde, eins der absoluten Hochtechnolo-
gie. Mit Erfolg: Weltweit sind GHH-Radsätze im Einsatz.

Die Auftragsbücher sind gefüllt, die Umsätze steigen. Im Ju-
biläumsjahr wird die 80-Millionen-Grenze überschritten.
Für ein Unternehmen mit rund 260 Mitarbeitern ist das
enorm.

Verpflichtend ist immer noch die „GHH-Philosophie“, die
für das Grubenhundrad von 1808 ebenso gültig ist wie für
die Niederflurfahrwerkskomponente von 2008: „Unsere
Produkte und Leistungen bringen Menschen und Güter si-
cher ans Ziel.“

Global Player MAN Turbo AG

Ganz benachbart zur GHH Radsatz und ebenfalls an ei-
nem alten GHH-Standort arbeitet die MAN Turbo AG. Sterk-
rade ist der Hauptsitz des Unternehmens, das in Deutsch-
land, Schweiz, Italien, USA und China mehr als 4400 Men-
schen beschäftigt - davon rund 1700 in Sterkrade. Was „Glo-
bal Player“ heißt, ahnt man beim Blick auf die Auftragsein-
gänge, aufgeschlüsselt nach Ländern. Für 2007 etwa sah das
so aus: 36 Prozent der Aufträge kamen aus Europa, 23 Pro-
zent aus China, 18 Prozent aus dem Mittleren Osten, 7 Pro-
zent aus Nord-, Süd- und Mittelamerika, 6 Prozent aus Afri-
ka, 2 Prozent aus Indien, die restlichen 8 Prozent aus dem
übrigen Asien. Im November 2008 ist in der Stadt Chang-
zhou, westlich von Shanghai gelegen und von über 2 Millio-
nen Menschen bewohnt, ein Fertigungs- und Servicezentrum
eröffnet worden. Das soll die Präsenz auf dem riesigen asiati-
schen und speziell chinesischen Markt erhöhen, denn nah
und zuverlässig am Kunden zu sein, ist ein Credo der Verant-
wortlichen. Sie nutzen dabei selbstverständlich die vielfälti-
gen Synergieeffekte, die sie mit ihren ebenfalls bestens beleu-
mundeten „Schwestern“ innerhalb der MAN-Gruppe befähi-
gen, Potenziale zu bündeln und rasch zu reagieren.

Mit dem Slogan „Energie für die Zukunft“, der auf den
Märkten dieser Welt „Engineering the Future“ heißt, ist die
MAN Turbo AG vor allem bei der Gewinnung und Optimie-
rung von Energiequellen engagiert. Keine Industrie ohne En-
ergie, kein Wachstum ohne Energie. Das ist die Spezialität.
Gerade in Zeiten massiv steigender Energiepreise, wir leben
in einer solchen Zeit, rechnen sich beispielsweise Verfahren
zur Verflüssigung von Erdgas. Das heißt GTL (gas-to-liquid),
und die Turbo-Experten liefern die Schlüsselkomponenten
dazu. Das klappt nicht von jetzt auf gleich, sondern bedarf
der großen Erfahrung. Gesammelt wurde diese schon als
GHH seit über hundert Jahren im Kompressor-, Turbinen- und
Reaktorbau. Wobei man „Erfahrung“ beileibe nicht mit „Rou-
tine“ verwechseln darf: Ständig wird geforscht, geprüft, wei-

terqualifiziert, denn in den technologisch hochkomplizierten Anforderungen gilt erst recht: Stillstand ist Rückschritt.

Die hohe Kompetenz kommt dem Unternehmen auch auf einem anderen Zukunftsmarkt recht: Biomasse gilt als zukunftsweisender Stoff, und analog zum GTL- gibt es auch BTL-Verfahren. Und: Stromgewinnung aus der Sonnenenergie spielt eine zunehmende Rolle. Wer mal nach Andalusien kommt, sollte die Augen offen halten und die dortigen Solarkraftwerke bestaunen - gebaut mit der entscheidenden Hilfe aus Sterkrade, und so gebaut, dass der Strom aus der Steckdose auch dann noch kommt, wenn die Sonne gerade



Produktionssicherheit ist bei GHH Radsatz das oberste Gebot bei der Abnahme der Räder

mal nicht scheint. Hoch am Himmel gibt's die eine Energiequelle, tief am Meeresboden die andere. Auch da ist MAN Turbo gut aufgestellt, haben die Ingenieure doch auch Verfahren zur Gewinnung von Öl aus Meerestiefen oder von Erdgas in unterirdischen Kavernen im Repertoire.

All das findet seinen Niederschlag in Umsatz- und Renditezahlen, die der MAN Turbo AG innerhalb der Gruppe einen festen Platz einräumen. Der Umsatz überschritt 2007 erstmals die Milliarden-Schwelle und wächst 2008 weiter. Und auch die Rendite etabliert sich im steigenden zweistelligen Bereich. Das wirkt sich auf die Beschäftigtenzahl aus. Allein im Jahr 2008 wurden in Sterkrade rund 170 Mitarbeiter neu eingestellt, wurde auch die Zahl der Auszubildenden erhöht. Was sympathisch macht: Der Maschinenbauer hat nicht vergessen, woher er kommt: Viele Auszubildende sind



Läufer einer Dampfturbine der MAN Turbo AG, die als Generatormaschine zur Stromerzeugung in einem norddeutschen Stahlwerk eingesetzt wurde

Oberhausener, viele Auszubildende sind Söhne, Enkel und sogar Urenkel von Männern, die hier schon gearbeitet haben.

Was vor 250 Jahren mit Kochtöpfen und Kanonenkugeln angefangen hat, es hat sich ständig entwickelt und dürfte längst nicht am Ende sein.

Gesichter hinter dem Spiegel

Wie in Sterkrade Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam Theater machen und warum Proben dabei wichtiger sind als Premieren

VON MARC HIPPLER

Das Symbol des Theaters ist ein gleichzeitig lachendes und weinendes Gesicht. Man kann also sagen: Das Alsbachtal ist an diesem heißen Augusttag ein bisschen wie das Theater. Das weinende Gesicht besteht in diesem speziellen Fall aus einem Freibad, in dem niemand schwimmt, niemand Ball spielt, niemand Pommes mit Mayo holt. Ein paar Tage zuvor haben hier Vandalen ohne Sinn und Verstand Bänke ins Becken geworfen und dabei die Folie zerstört. Das war's dann mit der Badesaison 2008. Jetzt verdunsten Wasserreste in Richtung Himmel; der Rest ist Matsch und ein Schild am Tor, das erklärt, was nicht zu verstehen ist: Wegen Vandalismus geschlossen. Es ist gespenstisch. Und das Alsbachtal wäre so etwas wie ein Tal der Tränen, wäre da nicht das lachende Gesicht, sogar: viele lachende Gesichter. Denn im Garten gleich nebenan feiert die Alsbachtal gGmbH, eine Einrichtung für Menschen mit Behinderung, Sommerfest. Mit dabei: DiTO, das integrative Theater Oberhausen.

Andrea Trautner strahlt übers ganze Gesicht. Sie ist die erste, die gleich auf die Bühne muss, aber Andrea strahlt trotzdem. Oder gerade deswegen. Mit den anderen Darstellern steht sie im Kreis, stimmt sich auf die Premiere ein. Eine Art Schlachtruf, ein „Toi Toi Toi“ für jeden. So machen sie das eben beim Theater. Aufgeregt, Andrea? „Mhm“, sagt sie. Nickt. Und strahlt.

Rückblende. Im Dezember 2007 probt die Gruppe ihr erstes Theaterstück. „Die wilde WG“ heißt es. Es handelt von einer Sängerin, die von Paparazzi verfolgt wird, von einem Koch, der gerne Frauenkleider trägt, von einem Model, das sich für die Schönste hält, von einem Skifahrer, der nachts schlecht sieht, von einer Krankenschwester, die überarbeitet



FOTOS (v): JOPPEK

Szenen eines Urlaubs: Andrea Trautner und Susanne Hößler streiten sich im Stück „Strandgut“ um den besten Platz

ist, von einem Ganoven, der das Gaunern nicht lassen kann, und von einem Polizisten, der trotz alledem irgendwie für Ordnung sorgen muss. Und ach ja: Diese Leute leben alle unter einem Dach.

Geprobt wird an der Lübecker Straße. Formal ist das der Sitz des Fachdienstes Betreutes Wohnen der Alsbachtal gGmbH. Für die meisten, die jetzt hier Theater spielen, ist es ein Zuhause. Sie sind anders, als die meisten anderen, sie gelten als geistig behindert. Deshalb lebt ein Großteil des Ensembles in Wohngemeinschaften auf den Etagen oberhalb des Proberaums. Mit den Vor- und Nachteilen eines WG-Lebens, mit Konflikten und kleinen Streitereien kennen sich die Frauen und Männer zwischen Mitte 20 und Mitte 40 also bestens aus. Ihre Figuren haben sie selbst gewählt, spielen das, was sie schon immer einmal sein wollten. Es ist so wie



**Barbara Dörnte gibt vor der Premiere im
Alsbachtal die letzten Anweisungen**

Theater eben sein sollte: Ein Spiegel der Wirklichkeit mit der Fantasie als Türöffner zur Welt dahinter.

Björn Klomp ist derjenige, der darauf achtet, dass das Theaterstück möglichst viel mit dem Leben der Darsteller zu tun hat. Als der Sozial- und Theaterpädagoge von Norddeutschland nach Oberhausen wechselte, war das Theater „Kokolores“ - so hieß die Gruppe zu Beginn - eine seiner ersten Ideen. „Auch Charaktereigenschaften der Rollen sind aus den eigenen Vorstellungen der Darsteller entstanden“, sagt Björn Klomp mit norddeutschem Understatement. Wie stolz er darauf ist, dass das funktioniert, kann man an seinem heimlichen Lächeln ablesen, wenn er seine Leute spielen sieht.

Also weiter in der Probe für „Die wilde WG“. Da ist Dirk Schmitz an dem Punkt angelangt, wo er mit der Faust auf den Tisch hauen muss. Der große, kräftige Mann macht das mit dem freundlichsten Gesichtsausdruck, den man sich vorstellen kann, und darüber hinaus ein bisschen zu zaghaft, findet Regisseur Klomp. Immerhin spielt Dirk Schmitz ja einen gestandenen Polizisten und dieser bullige Wachtmeister Klaus kann ganz und gar nicht mit den Gaunereien von Luigi einverstanden sein. Dirk nickt, die anderen lachen. Nicht aus Häme - sie finden's einfach nur lustig. Schon haut Dirk beim nächsten Durchgang einen Ticken energischer auf den Tisch, worauf der Ganove unter seinem Hut hervorlugt und

die Standpauke des Wachtmeisters gelassen erwidert: „Mir macht's Spaß und es bringt Kohle.“ Tja. Was soll man darauf als Polizist noch sagen?

Wenn es nach Krankenschwester Fitzebonia (Andrea Trautner) geht, sagt hier keiner mehr irgendwas. Sie will einfach nur ihre Ruhe haben - und kann dann doch nicht aus ihrer Haut, als Toni (Thomas Walsch) mit einer Verletzung vom Nacht-Skifahren zurück kommt. Stefanie Frost und Susanne Höbler, Sängerin und Model, wetteifern derweil wie immer um den Posten als WG-Schönste. Dass sich Koch Kuni (Detlef Lüttel) da noch einschalten würde, hätte man nicht erwartet. Und so geht es den ganzen Tag in der WG...

Wochenlang haben sie „Die wilde WG“ geprobt, das 20-minütige Stück später zweimal aufgeführt. Dabei ist das Spiel vor Publikum zwar die Krönung. Viel wichtiger sind aber eigentlich die Proben. Weil alle dabei etwas lernen. Über die anderen, vor allem aber über sich selbst. Dirk Schmitz und Stefanie Frost - früher still und zurückhaltend - trauen sich jetzt vor Publikum zu sprechen. Detlef Lüttel, der sich sonst gerne in den Mittelpunkt spielt, weiß sich auch mal zurückzunehmen.

Zurück im August 2008. Da ist es inzwischen ganz schön voll vor der Bühne geworden. Auftritt Andrea. Sie heißt die

**Frühsport im Urlaub? Muss sein. Bei DiTO
machen behinderte und nichtbehinderte
Menschen gemeinsam Theater.**





Wie die Sardinen in der Dose, liegen die Touristen am Strand - das Publikum guckt dabei interessiert zu

erwartungsvollen Damen und Herren herzlich willkommen und wünscht nun viel Spaß mit dem Stück „Pool Position“. Darin geht es nicht um die Formel 1, sondern um den besten Platz am Hotel-Schwimmbecken. Andrea geht, natürlich strahlend, von der Bühne und Thomas wartet als Kellner auf die ersten Gäste. Die kommen nach und nach, benehmen sich so, wie sich Pauschaltouristen nun mal benehmen, was vor allem bedeutet, dass es am Ende um den besten Platz am Wasser, eben um die Pool-Position geht.

Es ist das erste Stück, bei dem auch Laiendarsteller einer Theatergruppe der Herz-Jesu-Gemeinde dabei sind - der Grund, warum aus dem Theater Kokoloires das Theater DiTO, das integrative Theater Oberhausen geworden ist. Eine Art Testlauf, der prompt gelingt. Man könnte an dieser Stelle viel zum pädagogischen Konzept sagen, davon berichten wie Toleranz, Teamarbeit, Verantwortungsbereitschaft durch den integrativen Ansatz gefördert werden sollen. Viel spannender ist es, einfach zu erzählen, wie Menschen, die aus ganz unterschiedlichen Lebenswelten kommen, eine viertel Stunde lang ihr Publikum bestens unterhalten. Wie Dirk den unbeholfenen Verehrer spielt und dabei genauso schmunzeln muss wie die Zuschauer. Wie Detlef überzeugend den Querulanten gibt. Wie Stefanie mal die kühle Schönheit sein kann. Und wie es keine Rolle spielt, dass ein paar dabei sind, die ein bisschen textsicherer sind, ein bisschen lauter sprechen. Als der Applaus aufbrandet, verbeugen sie sich alle als ein Ensemble. Das ist Französisch und heißt Zusammen.

Inzwischen laufen die Proben fürs nächste Stück. „Strandgut“ soll es heißen und eine Stunde lang sein - so viel haben sie noch nie an einem Stück gespielt. Die Geschichte steht schon fest: Ein Flugzeug muss wegen technischer Probleme irgendwo im Pazifik notlanden. Die meisten Passagiere - überwiegend Südsee-Touristen auf dem Rück-

flug nach Düsseldorf - werden schnell gerettet. Doch 13 Menschen, darunter der Kapitän und eine Stewardess, müssen sich auf eine Insel retten. Angst und Ungeduld bestimmen das Geschehen. Aber auch Träume, Visionen und Hoffnung der Gestrandeten. Hin und wieder werden nützliche Dinge des Flugzeugwracks an Land gespült. Aber auch im übertragenden Sinn wird so manches „Strandgut“ durch Gedanken und Gespräche ans Tageslicht gebracht.

14 Darsteller werden dabei sein, die Hälfte davon aus der ehemaligen Theatergruppe der Herz-Jesu-Gemeinde, die nun in DiTO aufgegangen ist. Barbara Dörnte, Ergotherapeutin und so etwas wie Regieassistentin, Kostüm- und Maskenbildnerin in einer Person, wird am Bühnenrand wieder Mut machen. Und Björn Klomp wird die Truppe immer wieder zusammenhalten - mit Disziplin und festen Umarmungen nach der Probe.

Wer Andrea, Stefanie, Susanne, Andreas, Detlef, Thomas und Dirk im vergangenen Jahr ab und zu getroffen hat, kann gar nicht übersehen haben, wie das Theaterspiel diese Theaterspieler verändert hat. Ja, wahrscheinlich hat es sie selbstbewusster, toleranter, konzentrierter werden lassen. Vor allem aber haben sie riesigen Spaß daran. Dabei schauspielern sie nur auf der Bühne. Außerhalb sind sie nie das, wofür sie gehalten werden wollen. Sie sind einfach immer sie selbst. Die Gesichter hinter dem Spiegel, der das Theater ist, sind bei DiTO wahrscheinlich deutlicher zu erkennen als bei jedem anderen Theater.

Übrigens: Zwei Aufführungen für 2009 von „Strandgut“ stehen fest: Freitag, 27. März, um 19.30 Uhr und einen Tag später um 16 Uhr im Pfarrsaal der Herz-Jesu-Gemeinde in Oberhausen-Sterkrade in der Oskarstraße. Das Ensemble würde Sie gerne sehen.

PORTRÄT

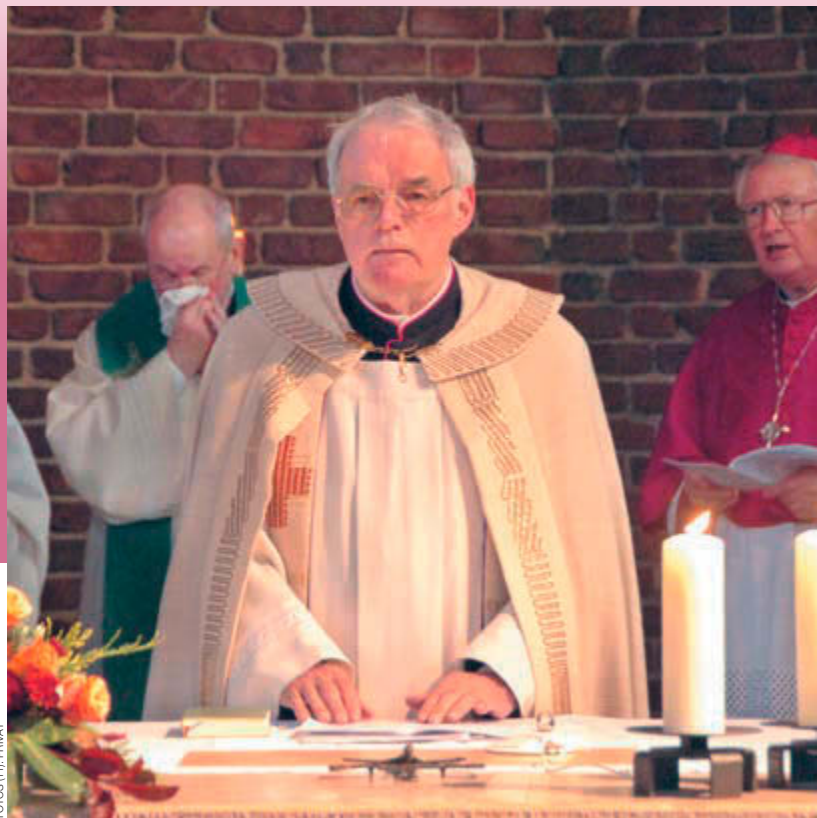
Gottes Teufelskerl

*Zwölf Jahre lang hat „Don Emilio“
Prälat Emil Breithecker als
Stadtdechant die Katholische
Stadtkirche Oberhausen geprägt*

VON MICHAEL SCHMITZ

Nach mehr als zwölf Stunden unter vier Augen bleibt immer noch etwas übrig. Am Abend klingelt zuhause das Telefon, Emil Breithecker möchte eine nicht gestellte Frage noch beantworten. Ja, er macht sich Sorgen, Sorgen um die Katholische Kirche in Deutschland, Nachwuchssorgen: „Es gibt zu wenige junge Menschen, die Priester werden wollen, die bereit sind, sich für andere Menschen hinzugeben, ohne dass man sie eigentlich sieht. Die Menschen sind der Tank, wir sind das Benzin darin, das man nicht sieht, das aber in den Tank gefüllt werden muss, damit der Motor läuft.“ An diesem 5. November 2008 ist Emil Breithecker „nur“ noch Pastor von St. Barbara Königshardt, ist seit zweieinhalb Wochen Ehrenstadtdechant, am 19. Oktober, einen Tag vor seinem 70. Geburtstag, hat er den Stab als erster Vertreter der Katholischen Stadtkirche Oberhausen an Dr. Michael Dörnemann weitergegeben. „Ich genieße das, zwölf Jahre war ich wie ein Reißverschluss in Themen eingenäht. Jetzt kann ich mir meine Zeit einteilen, diese Souveränität genieße ich, ich fange an, menschenwürdig zu leben. Mit Wonne arbeite ich meinen Schreibtisch runter.“

Szenenwechsel ein paar Wochen zurück. Ein sonniger Oktobertag anno 2008 macht den Oberhausener Norden besonders freundlich. Das Pfarrhaus von St. Barbara ist in eine natürliche, sogar ein wenig wild wachsende Pflanzenwelt gebettet, die bereits ihr Herbstkleid angelegt hat. Sie gibt dem Szenario eine besondere Ruhe, die der Chef im Pfarramt eigentlich gar nicht hat. Es sind nur noch wenige Tage bis zum Amtswechsel, der Nachfolger im Amt des Stadtdechanten ist noch nicht bestimmt, die erweiterte Katholische Stadtkonferenz hat noch nicht einmal getagt, um sich auf einen Kandidaten zu verständigen, den er dem Bischof unterbreiten muss.



FOTOS (1): PRIVAT

*Prälat Emil Breithecker begrüßt die Gäste zu
seinem Abschiedsgottesdienst als Stadtdechant*

Und es gilt, den 70. Geburtstag des noch amtierenden Stadtdechanten vorzubereiten. Mehr als 400 Personen nicht nur des öffentlichen Lebens der Stadt sind eingeladen mitzufeiern, wenn Emil Breithecker die Altersgrenze eines Stadtdechanten erreicht. Im Pfarrgarten am Gemeindehaus wird man ein großes Zelt aufbauen, der noch amtierende Stadtdechant weiß, dass die Sitzplätze nie und nimmer reichen werden. Aber das treibt ihn nicht um an diesem Tag auf der Terrasse an der Hartmannstraße. Ihn beschäftigt die Vesper, die am Abschiedstag gefeiert wird, zu der in lateinischer und deutscher Sprache gesungen wird. Es ist der Wunsch eines Priesters, der den Wandel in der Liturgie miterlebt, ihn so dokumentieren will. Er weiß, er mutet den Laien viel zu. Aber er weiß auch, die Sängerinnen und Sänger machen es gern für ihren „Chef“. Nicht umsonst trägt Emil Breithecker ja Jahre schon den Spitznamen „Don Emilio“. Vergisst man den fehlenden Peppone, ein Umstand, den Oberbürgermeister Klaus Wehling auch in seinen Abschiedsworten erwähnen wird, dann hat der Pastor von St. Barbara viel gemein mit dem schlitzohrigen, kampfeslustigen Gottesdiener aus der norditalienischen Poebene der frühen Nachkriegszeit.



*Die Spendenaktion der Pfarrgemeinde St. Barbara-Königs-
hardt machte 1987 zur Überraschung ihres Pfarrers Emil Breit-
hecker die Anschaffung von fünf Bronzeglocken möglich*

Nicht nur die Vorliebe für gutes Essen und einen edlen Tropfen. Aber zu den Ähnlichkeiten mit Don Camillo später.

Zurück zur Terrasse. Der Beo und der Papagei dürfen zuhören, auch schon mal dazwischenquatschen. Alwin, der Silkterrier, verteidigt seinen Garten wie ein sibirischer Wolfshund. Menschen lässt er ja noch kommentarlos am von Sträuchern und Bäumen verdeckten Zaun vorbeigehen, Hunde werden mit wildem Gebell darauf aufmerksam gemacht, wer hier regiert. Alwin duldet keine Konkurrenz, gnädig lässt er uns gewähren, holt sich gelegentlich ein Leckerchen, eine Streicheleinheit ab.

Emil Breithecker ist bodenständig, Herkunft prägt. Er wird am 20. Oktober 1938 geboren, der Vater ist Bauer in Oberweyer, einem kleinen Dorf bei Limburg an der Lahn. 700 Menschen leben hier in einer eigentlich total geordneten Welt. Das Dorf gehört noch zu Hessen, Dietz in der Nachbarschaft ist bereits Rheinland-Pfalz. Und im berühmten Zuchthaus dort landet, wer schwarz schlachtet oder was gegen die Nazis sagt. In der Region geht die Angst um vor den braunen Schergen. Und

dann kommt der Krieg: „Die erste Unordnung in meinem Leben waren Bomben, die auf unser Dorf geworfen wurden. Mein Opa nahm mich an der Hand und lief einfach mit mir weg.“

In den Kindergarten im Dorf geht Emil von 1941 bis 1944, eine Frau aus dem Nachbardorf fungiert als Kindergärtnerin, „ich habe immer gedacht, warum eine Frau, das muss doch eigentlich eine Ordensschwester sein?“ Aber die durften schon längst nicht mehr in Kindergärten arbeiten. Ein-

mal kommt ein Mann in den Kindergarten, unterbricht alles, geht an die Wand und nimmt das Kreuz ab. „Die Frau fing an zu weinen. Das war wohl ein Nazi. Ich hatte das Kreuz so nie gemerkt, es war ja überall.“ Im Kindergarten wird viel gespielt, auch Theater.

Zum 75-jährigen Jubiläum der Pfarrgemeinde St. Barbara begrüßt Pfarrer Breithecker am 13. September 1981 den Essener Ruhrbischof Dr. Franz Hengsbach





Pfarrer Breithecker pfeift 1988 ein Frauenfußball-Spiel seiner Pfarrgemeinde mit Unterstützung vieler junger Fans

Die Dorfschule hat zwei Klassen, eine für die jüngeren, eine für die älteren Kinder. Damals wird im dritten Schuljahr gefragt, wer nach dem vierten aufs Gymnasium gehen würde. Bruder Josef, etwas älter, ist in der vierten Klasse, sitzt also im gleichen Raum und ruft: „Der Emil will aufs Gymnasium.“ Der weiß nicht einmal, was das ist, kommt nach Hause, fragt die Mutter. Die weiß, was ein Gymnasium ist, und sie erzählt es ihrem Sohn. Emil geht aufs Gymnasium. Die Aufnahmeprüfung absolviert er mühelos, dient vorher noch die Frühmesse in der Dorfkirche. Um das Gymnasium zu finanzieren, geht der Vater nebenbei noch auf dem Bau arbeiten.

Deutsch, Sprachen und Biologie sind die Lieblingsfächer, etliches ist bis heute hängen geblieben. Emil Breithecker spricht Englisch, Französisch und Italienisch für den Sprachgebrauch, in deutscher Literatur, nicht nur theologischer, kennt er sich bestens aus. Auch das Biologie-Interesse

kommt damals nicht von ungefähr, der Schüler Emil kann sich durchaus vorstellen, Arzt zu werden: „Das wäre für mich die einzige Alternative zum Priester gewesen. Aber ein unblutiger Mediziner, wenn, dann wäre ich wohl Psychiater geworden.“

Der Entschluss, Priester zu werden, reift früh. Eines Tages geht er vom Firmunterricht nach Hause. In der Höhe der Bäckerei im Dorf kommt es ihm in den Kopf: „Du musst Priester werden.“ Das lässt ihn nicht mehr los, auch dann nicht, wenn die Jugend alles andere als einfach ist. Sind die Hausaufgaben gemacht, muss er auf dem Hof helfen. Er ist dafür zuständig, die Hühner zu füttern. Aber es ist auch eine Jugend mit Streichen, erstem Rauchen, den

Alten heimlich ein Gläschen wegtrinken. Einmal, da ist er schon älter, fackelt er fast den Hof ab, der nach einer Neuaufteilung der Ländereien um 1960 etwas außerhalb von Oberweyer sein wird.

Gern würde er ein Musikinstrument lernen, Klavier, auf der Volksschule ist er da noch. Aber den Eltern fehlt bei weitem das Geld, ein solches Instrument anzuschaffen. Eine Frau, die aus dem Saarland vor den Bomben nach Oberweyer geflohen ist, hinterlässt eine Ziehharmonika, für einen halben Liter Milch bekommt Emil einmal in der Woche Unterricht beim Bäcker. Bis die Mutter eines Tages sagen muss, dass man es sich nicht mehr leisten könne, einen halben Liter Milch umsonst abzugeben, man müsse ihn verkaufen. Seinen ersten Anzug näht die Mutter aus einer alten Armeeuniform und färbt ihn ein.

Der Vater hat Milchvieh und Schweine, als um 1950 dort die Maul- und Klauenseuche ausbricht, müssen alle in Quarantäne, Emil kann vorher schnell noch das Dorf verlassen. Monatelang wohnt er bei der Tante. Er hat noch kein Abitur, ist so 18, 19, „da war für mich auch die Sache mit den Mädchen geklärt“. Und so sagt er eines Tages, als er aus dem Gymnasium nach Hause kommt, seiner Mutter in der Küche, dass er Priester werden will. Sie meint, wenn er das wolle, dann müsse er das wohl auch dem Vater sagen. Und der sagt nur: „Du musst das wissen.“ Die Eltern sind tiefgläubige Menschen, „aber ohne Druck auszuüben oder sich anzubiedern.“ Später, kurz vor Weihnachten 2000, wird er mir bei einem Gespräch für eine Geschichte in der Tageszeitung sagen: „Meine Eltern waren so katholisch, wie ich es heute sein möchte.“ Während dieses Gespräches damals kramt Emil Breithecker auch spontan seine Ziehharmonika raus und spielt zum ersten Mal nach über 50 Jahren wieder auf dem alten Instrument. Und dazu singt er „Tief im Westerwald“, die Hymne seiner Heimat.



Priesterweihe am 19. Juli 1964 durch den Trierer Bischof Stein

Trotz der schweren Arbeit auf dem Hof schafft Emil sein Abitur ohne Ehrenrunde. Für 1,96 Mark arbeitet er im Straßenbau, um sich den Führerschein zu verdienen, Zeitakkord. Hartes Arbeiten ist er gewohnt vom elterlichen Hof, jetzt macht er den Kollegen vom Straßenbau den Akkord kaputt. Er studiert zunächst zwei Semester Philosophie in Bonn, als Voraussetzung fürs Studium der Theologie, das er von 1959 bis 1964 in Trier und Köln absolviert. Während

der Semesterferien arbeitet er auf dem elterlichen Hof. Dort sind die Zugpferde inzwischen ausgemustert, der Vater hat einen Traktor, schafft sich auch einen kleinen Mähdrescher an, kann sich bald ein erstes Auto leisten, einen NSU Prinz. Und die Eltern zahlen einen Teil der Miete im Studentenwohnheim.

Nach dem Examen, alle Prüfungen werden noch in Latein und Altgriechisch abgelegt, wird Emil Breithecker Diakon, und der Teufel, wie er schmunzelnd erzählt, ruft ihm einmal zu, er solle doch aufhören. Er erhält ein Angebot von Bertelsmann, Generalvertreter für Norddeutschland zu werden. Der Mann, der ihn einstellen will, meint, man nehme gern abgesprungene Theologen. „Das Wort abgesprungen hat mich tief verletzt, der Mann hat einen Nerv angesprochen, der in mir noch nie angesprochen worden war, und mich damit gerettet.“

Am 19. Juli 1964 wird Emil Breithecker zum Priester geweiht - und hängt noch ein Studium dran: Zwei Jahre Jugendpsychologie in Köln. Nach der Priesterweihe leistet er sich sein erstes Auto, einen alten Opel für 500 Mark: „Der blies dicke Wolken raus und war nach einem halben Jahr kaputt.“ Er bekommt den blauen Prinz der Eltern. 1966 wird er, der wegen der Power hier in der Region ins Ruhrgebiet wollte, Kaplan im Sauerland, in Kierspe. Katholische Diaspora, der überwiegende Teil der Bevölkerung ist evangelisch. Mit der Ökumene ist man noch lange nicht so weit. 1967 soll hier eine katholische Hauptschule gebaut werden. Und es ist die Zeit, in der in Nordrhein-Westfalen die Gesamtschulidee reift. 1969 werden die ersten im Lande eingerichtet, dafür wird in Kierspe eine Hauptschule umgewidmet. Der Bischof schreibt ihm zunächst, dass er auf keinen Fall an einer Gesamtschule unterrichten werde. Bald aber tut der junge Kaplan es doch, später sogar noch an einem evangelischen Gymnasium in Meinerzhagen. Und er leitet praktisch die Pfarre in Kierspe, der Pastor dort ist schwer krebserkrank.

„In dieser Zeit“, sagt er heute, „wurde praktisch mein Schicksal geführt.“ Und das führt Emil Breithecker nach neun Jahren Kierspe 1975 als Kaplan nach Oberhausen, nach Osterfeld. Der Bischof schreibt ihm damals, dass es in



Kierspe nur 17 Prozent Katholiken gebe, in Osterfeld aber 65 Prozent. Emil Breithecker wird an der GSO hauptamtlicher Gesamtschulpfarrer. Gleichzeitig wird er Subdiakon an St. Barbara Königshardt. Er wohnt in einer Wohnung der Propstei St. Pankratius, die nicht einmal Licht hat. Bald wird eine Wohnung im Pfarrhaus von St. Barbara frei, Emil Breithecker kann umziehen in den Norden. 1979 wieder eine schicksalhafte Fügung, der Pfarrer von St. Barbara fällt am Altar tot um. Er soll dessen Nachfolger werden, will aber nur zusagen, wenn er nicht bauen muss. Die Kirche ist ja noch ziemlich neu damals, Emil

Breithecker wird Pfarrer. Ein Jahr später, es ist bei einer Altenveranstaltung in der Gemeinde, da überreichen ihm ältere Leute einen Beutel Kleingeld: „Wir bauen einen Turm, das wissen Sie doch, wir haben für den Turm und für Glocken gespart.“ Emil Breithecker baut, aber er behält mit 24 Wochenstunden seinen Unterricht an der GSO. Denn der bedeutet ihm ungemein viel und er prägt ihn wohl mehr, als er selbst merkt. Er lernt etwas, was ihn als Priester auch für junge Leute noch heute „in“ macht, die Sprache der Straße. Wenn „affengeil“ als Bezeichnung für etwas ganz Tolles im Sprachgebrauch angesagt ist, dann kann es auch der Pfarrer und später der Stadtdechant „affengeil“ finden.

Und er findet wohl rasch auch Bauen „affengeil“, wie so oft in seinem Leben aber wird er auch dazu durch die Verhältnisse gezwungen. Denn als er die Pfarrei im Norden übernimmt, hat sie 1700 Mitglieder. Aber sie wächst rasch. Der Pfarrsaal wird zu klein, Jugendräume sind nötig. Also muss an den alten ein neuer Saal angebaut werden. Das Bistum will den nur bezahlen, wenn er auch unterkellert wird: „Da habe ich sofort die Bagger kommen lassen. So bekamen wir tolle Jugendräume.“ Heute übrigens hat St. Barbara Königshardt rund 3500 Gläubige, und bei wenigen Austritten, registriert der Pastor, sind wieder mehr Eintritte zu verzeichnen. Nicht selten lassen sich Erwachsene taufen.

Der Pfarrer und seine Gemeinde werden rasch eins, Breithecker kann viele Ehrenamtliche zur Mitarbeit gewinnen, dies lässt neben der Seelsorge lange noch auch den Schuldienst zu. Unter Mitbrüdern gilt die Gesamtschule ge-

nerell als schwierigste Schulform, als Breithecker in Osterfeld seinen Dienst antritt. Und die GSO gar als Baader-Meinhof-Schule: „Ich war als Kirche dort lange ein Fremdkörper, heute rufen Schüler von damals und Lehrerkollegen den Fremdkörper an.“ Ihm ist noch ein Jubiläumsgottesdienst in St. Pankratius in Erinnerung, zu dem 1989 auch Ruhrbischof Franz Hengsbach eingeladen ist. Einige Lehrer sind ziemlich aufgeregt, aber als der Kardinal kommt, ist er dann doch integriert.

Sieben Jahre später wieder eine schicksalhafte Fügung, Franz Vorrath, Pfarrer an St. Joseph Styrum und Stadtdechant, wird zum Weihbischof ernannt. Emil Breithecker will alles, nur nicht sein Nachfolger werden. Vorrath sagt sich in St. Barbara an: „Emil, kann ich mal vorbeikommen, ich will mit Dir klönen.“ Das ist nur die halbe Wahrheit, mit der anderen Hälfte rückt er im Gespräch raus, als Breithecker ihm sagt, dass die Schule und die Seelsorge eigentlich alles für ihn seien: „Dann sage mir doch bitte, wer es machen soll.“ - „Da musste ich es machen.“ Zuvor hatte Hermann-Josef Wagner, damals Geschäftsführer im Katholischen Stadthaus, am Herz Jesu-Freitag im Königshardter Pfarrhaus schon sein Glück versucht, Breithecker zu überreden, sich zum Stadtdechanten wählen zu lassen. Vergeblich, beim Abschied meint Wagner: „Ich sehe, meine Überzeugungskraft reicht nicht aus.“ - „Ja.“ Dann halt kommt der Weihbischof zum Klönen, wirft noch einen Köder aus: „Bei den paar Terminen eines Stadtdechanten kannst Du doch an der Schule bleiben.“ Das macht Emil Breithecker auch, „schon aus Trotz“. Vorrath unterschätzt den wachsenden Zeitaufwand für den obersten Katholiken einer Stadt wie Oberhausen, die sich in dieser Zeit dramatisch verändert: „Wenn man da das Beste für die Menschen und die Kirche will, muss man sich in das Amt voll reinhängen.“ Emil Breithecker überschätzt seine körperliche Kraft, nach einem Jahr ist er körperlich am Ende, muss die Gesamtschule aufgeben. Es ist die Folge eines „Opfers auf dem Altar des Gehorsams“, das er mit der Übernahme des Amtes als Stadtdechant geleistet habe, wie er das später einmal nennt.

Die Aufgaben sind vielfältig,

und sie wachsen in einer Zeit, in der sich auch die Bevölkerungsstruktur der Städte dramatisch wandelt. Das Kirchenzentrum Neue Mitte, das Haus der Kirchen, sichtbare Zeichen der Ökumene, die gewachsen sind. Emil Breithecker sieht die beiden großen Kirchen da in Oberhausen auf einem guten Weg, man sei, egal was aus Rom kommt, seit Jahren schon „so weit fortgeschritten, dass es kein Zurück mehr geben kann“. Der Dialog der Kirchen ist in Oberhausen längst fester Bestandteil. Der neue Stadtdechant sieht aber auch die wachsende Herausforderung an die Kirche gerade im Ruhrgebiet vor dem Hintergrund eines stetig wachsenden muslimischen Anteils an der Gesamtbevölkerung. Emil Breithecker kennt die Prognosen, sieht mit Sorge, dass es bald Grundschulen geben wird mit ausschließlich muslimischen Schülern. So kann, weiß er, Integration nicht voran gehen. Ghettoisierung sei auch der Toleranz auf beiden Seiten nicht förderlich.

In der Pflicht, dementsprechend zu wirken, sieht er sich, seit er Priester ist. Im Sauerland war das Problem noch nicht so virulent, auch nicht in Königshardt. Die Arbeit an der GSO aber, die traditionell einen hohen Anteil von Schülern mit Migrationshintergrund hat, sensibilisiert ihn zusätzlich, die gesamte Katholische Stadtkirche in den Dialog mit den muslimischen Verbänden zu bringen. Das bringt ihm in der Amtskirche nicht nur Freunde ein. Mit Skepsis, manchmal gar mit Argwohn sehen konservative Kirchenkreise auch eine Volksnähe, die die Präsenz im Oberhausener Karneval ebenso umfasst wie Besuche im Niederrheinstadion bei RWO. Der Gottesdienst auf dem Autoscooter der Wottelkirmes in Königshardt hat schon Tradition, als Breithecker noch nicht Stadtdechant ist. Und manche dürfte es verwundern, dass Emil Breithecker schon kurz nach seiner beruflichen Ankunft in Oberhausen in der Lage ist, an einem Auto eine Kupplung zu wechseln. Das handwerkliche Geschick, das man als Bauernsohn praktisch zwangsläufig hat, hilft ihm, eine solche Fähigkeit zu erlernen, als er 1975 einen Teil der Sommerferien bei Auto Leinwand auf der Osterfelder Straße arbeitet.

Breithecker wird mit dem Eulennorden „Närrische Weisheit“ aus-



gezeichnet, ist erst der zweite Priester nach Wilhelm Knappmann in der zweiten Hälfte der 70-er Jahre, dem diese Ehre zuteil wird. Zu seinem Abschied zeichnet Klaus Wehling den Priester mit dem Ehrenring der Stadt aus, im kirchlichen Bereich wird er zum Prälaten ernannt, eine hohe Würdigung seiner Arbeit, die auch Verzicht geheißen hat. Dafür die Auszeichnung im päpstlichen Bereich, die höchste für einen normalen Priester.

Ob er denn nie eine Frau, eine Familie vermisst hat? Wie geht er mit dem oft geäußerten Vorurteil um, katholische Priester könnten doch gar keine Arbeit mit Kindern, mit Familien leisten, wenn sie selbst keine Kinder hätten. Er hält dagegen: „Ich könnte nicht so Seelsorger sein, wie ich es sein will, wenn ich eine Familie hätte. Ich wäre mit Sicherheit ein hundsmiserabler Ehemann und Vater, wahrscheinlich schon zum fünften Mal verheiratet. Ich sehe doch ständig, wie Ehen auseinanderbrechen. Ich kann nichts anderes als Seelsorger, ich habe nichts anderes gelernt. Und für mich geht das nicht mit Familie, eine Sache käme dabei immer zu kurz.“ Und er glaubt, dass sich vieles am Pastoral ändern würde, wenn der Zölibat aufgehoben wird. Für ihn hat das auch was mit Vertrauen zu tun: „Wenn ich mit Menschen über ihre Probleme spreche, dann wissen Sie genau, dass ich später zuhause darüber nicht mit einem Partner rede.“

Ja sagt er, „natürlich habe ich auch schon die Liebe zu einer Frau gespürt. Zum ersten Mal überfallen hat es mich, als ich 16 war. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft setzte sich zu mir auf den Schlepper. Ich hatte das Gefühl, das ist die Spitze der Schöpfung, das nahm mir den Atem.“ Auch während des Studiums gibt es Mädchen, die ihn sich innerlich fragen lassen, ob er das schafft, nicht zu heiraten: „Ich habe es geschafft, aber ich wusste nie, ob es dauerhaft sein würde. Ich weiß es heute noch nicht.“ Das sind keine Zweifel, die ihn befallen, die er ständig mit sich rumträgt. Es ist wohl mehr die heimliche Befürchtung, dass auch der Priester Emil Breithecker machtlos sein könnte gegen die Macht der wahren Liebe zu einer Frau. Denn unumwunden gibt er zu, dass er sich an dem Anblick einer schönen Frau erfreu-



en kann wie an wenig anderem, aber dann, wenn die Schönheit aus dem Innern kommt.

Freimütig gibt er auch zu, dass es für ihn als Priester, der in Trauergesprächen oder bei Versuchen, eine gefährdete Ehe zu retten, Zuwendung geben muss, schwer ist, selbst Zuwendung zu empfangen. Er weiß, dass er sich dagegen wohl regelrecht sperrt: „Als Person selbst bin ich wohl zuneigungsunfähig. Das ist vielleicht ein Mangel, aber es geht nicht anders. Wenn man grundsätzlich für andere da sein muss, dann kann man Zuneigung wohl nicht selbst empfangen. Zu der Erkenntnis kommt man durch

Nachdenken.“ Emil Breithecker denkt über solche Fragen oft nach, er denkt überhaupt oft nach, ist gern allein.

Öfter auch seit seine Eltern tot sind, die bei ihm gelebt haben, seit der Bruder 1968 den Hof übernahm. Die Mutter führt ihm schon in Kierspe den Haushalt, die Eltern kommen mit nach Königshardt. 1983 stirbt der Vater, 1991 die Mutter. „Ich bin glücklich, dass ich den Tod meiner Eltern einigermaßen überwunden habe.“ Emil Breithecker weiß, dass gerade Priester mit dem Verlust schwer fertig werden, vor allem wenn die Mutter geht. Seine ist in seinen Armen gestorben, „das war ein großes Gefühl“. So liest er jetzt, wenn er allein ist und nicht nachdenkt, hört Musik, Jazz, Country, Klassik. Mozart und Haydn, auch Bach, mehr Sinfonisches, weniger Opern. Der Fernseher, von Kultursendungen abgesehen, bleibt oft dunkel, eine televisionäre, ganz profane Schwäche gibt er freimütig zu: „Ich sehe mir gerne einen guten Boxkampf an. Keine wüste Schlägerei, da schalte ich sofort wieder ab. Aber ein technisch brillanter Kampf, da sehe ich gern zu.“

Als Stadtdechant ist dafür nur selten Zeit, oft dauert der Arbeitstag bis Mitternacht, der Seelsorger kann sich nicht verweigern, weil der Stadtdechant den Terminkalender nicht allein bestimmt. Seelsorge ist meist in den Abendstunden, an Wochenenden. Und wenn er dann spät daheim ist, liest er die Tageszeitung, die vom Vortag. Als Stadtdechant ist er von seinen Mitarbeitern über alles Aktuelle informiert, was wichtig ist, jetzt, als normaler Priester, dafür hat er den Gemeindeferenten Berthold Rzymiski, aber er kommt auch

häufiger dazu, die Zeitung aktuell zu lesen. Alltägliche Dinge wie das Essen nehmen wenig Zeit ein, Zuhause frühstückt er nie, höchstens in Gesellschaft. Auch das Mittagessen fällt oft aus, nicht selten ist das Abendbrot die einzige Tagesmahlzeit. Aber die darf dann edel sein. Er schätzt Tiefseefische, Meeresfrüchte, Schalentiere. Ein paar Austern und dazu ein guter Weißwein, da erwacht in Emil Breithecker das Genießerherz. Gelegentlich fährt er auch bei Francesco vorbei, dem Patron des „Elba“ am Evangelischen Krankenhaus, und nimmt sich eine Fischsuppe mit: „Dann habe ich immer zwei Mahlzeiten, die ich mir warm machen kann.“ Ab und zu nimmt er etwas aus der Tiefkühltruhe. Eine Osterfelder Familie, zu der Emil Breithecker aus alten GSO-Zeiten noch Kontakt hat, kocht schon mal für ihn mit, dann kann er was einfrieren.

Er weiß, dass er ungesund lebt mit dieser unregelmäßigen Art zu essen, und wenn man ihm vorhält, dass er auch viel zu wenig trinkt, fragt er nur zurück: „Meinst Du?“ Und denkt nach, ob diese Tatsache nicht mit ursächlich dafür sein kann, dass ihn seit Jahren die Knochen plagen, dass er schon operiert wurde, selten ohne Schmerzen aufwacht. Immerhin fährt er seit einiger Zeit regelmäßig zur Reha, und seit er nicht mehr den Stress des Stadtdechanten habe, sei es auch mit den Schmerzen nicht mehr ganz so schlimm.

Allein zu sein bedeutet für Emil Breithecker übrigens nicht, dass er dann einsam ist. Seine Familie sind seine Tiere. Alwin ist inzwischen der dritte Silktierier, der erste wurde 16einhalb, der zweite gar 18einhalb. Alwin ist jetzt 11, „er wird sicher auch alt und er wird der letzte sein. Denn wenn ich mir dann noch einmal einen Hund zulege, wird der mich mit Sicherheit überleben, und das möchte ich dem Tier nicht antun.“ Der Beo ist bibelfest, kann einen guten Teil des Vaterunser sprechen. Und er macht das Telefon so täuschend echt nach, dass sein Herrchen schon ein paar Mal aufgesprungen ist und an den Apparat gehen wollte.

Es sind nicht nur die Tiere, nein, Emil Breithecker ist nicht ungesellig, gern unter Menschen, die seinen Humor, seine manchmal auch unkonventionellen Sprüche schätzen, wenn er etwa eine Einladung wahrnimmt und dann schon



mal sagt: „Meine Frau lässt sich entschuldigen.“ Auch bei seiner Abschieds- und Geburtstagsfeier konnten sich die Gäste von der Geselligkeit des Priesters überzeugen, die Familie ebenfalls. Der jüngere Bruder lebt noch, auch die Schwester, die Emil als Jugendlicher großzieht, bis sie 12 ist. Die Mutter ist damals schwer krank, er bringt der Schwester gar das Laufen bei.

Die Geschwister - der älteste Bruder stirbt 2002, als er beim Einreiten von einem jungen Pferd fällt - haben allesamt Kinder, die Zahl der Nichten und Neffen ist groß, die ihren Onkel übrigens „Sheriff“ nennen wie die ganze Familie.

Warum, das weiß er nicht. „Vielleicht weil ich immer versucht habe, mich durchzusetzen.“ Aber er kommt weder besonders lässig daher, trägt auch keinen Colt, seine „Waffe“ ist Gottes Wort. Okay, er raucht gelegentlich, hat schon als Kind damit angefangen. Damals, als die Amis mit dem Panzer ins Dorf kommen und ihre Zigaretten nur zu einem Viertel anrauchen, sammeln der ältere Bruder und ein Cousin die Glimmstengel auf und rauchen sie weiter, geben auch dem Emil mal eine, auf dass er sie versuche. Später muss dann schon mal der Pfeifentabak des Großvaters herhalten. Heute greift er, wenn er Ruhe hat, zum Zigarillo. Das könnte bedeuten, dass er jetzt, als Stadtdechant im Ruhestand, etwas mehr raucht, denn er sagt glücklich, dass er mehr Zeit hat: „Ich kann es mir jetzt erlauben, meine Seelsorgegespräche sofort spontan zu terminieren und das ist auch richtig so. Auf einen Arzttermin müssen die Menschen heute oft sechs, gar acht Wochen warten. Ein Seelsorger muss seine Termine möglichst schnell machen, sofort, dann schließt er die Menschen auf. Eine Seele kann nicht warten, sie muss sofort behandelt werden. Danach ist man erholt.“

Dafür würde er sich mehr Menschen wünschen, nicht nur Priester. Emil Breithecker schätzt Menschen, die offen sind für andere, die selbstlos bei anderen sein wollen und nicht über sie reden. Denn er kann gar nicht leiden, wenn Menschen über andere reden: „Und in den meisten Fällen dann auch noch gehässig. Da gibt es für mich kein Pardon. Wenn jemand mich in Not belügt, dann kann ich das zwar nicht gutheißen, aber ich kann es verstehen, weil es Grund-

ängste gibt, die den Menschen falsche Dinge machen lassen. Aber keiner hat das Recht, auch nicht aus Angst, über einen anderen Menschen schlecht zu reden.“ Natürlich fahre er auch schon mal aus der Haut, vor allem dann, wenn Mitarbeiter oder er selbst Fehler machen, ganz schlimm für ihn, wenn es sich dann um einen Termin handelt. Oft hat er für solche Ausbrüche keinen Anlass. Das Lob für seine Mitarbeiter zum Abschied ist ehrlich, „ohne sie hätte ich es nie und nimmer schaffen können, gerade auch zuletzt die schwierige Neustrukturierung der Pfarreien“. Denn da verloren Mitarbeiter in Oberhausen ihren Arbeitsplatz, glücklich aber ist er und auch stolz darauf, dass niemand in die Arbeitslosigkeit entlassen werden musste.

Auch er selbst natürlich nicht, fünf Jahre ist er noch Pastor, dann geht er auch da in den Ruhestand, wird, wenn die Gesundheit mitspielt, Pastor zur besonderen Verwendung: „Seelsorger ist man als Priester bis zum Tod.“ Dem sieht Emil Breithecker übrigens gelassen entgegen, nicht dass er nicht gerne leben würde, er habe ja ein Leben, das ihn ausfüllt, „total voll glücklich“ macht. Natürlich denke er manchmal, wenn er im Altenheim einen Besuch macht, dass ihm das hoffentlich erspart bleibt. Er möchte auch nicht leiden, zum Pflegefall werden: „Aber für mich ist der Tod willkommen, es muss nicht morgen sein, es muss aber auch nicht mehr allzu lange dauern. Für mich gehört der Tod zu meinem Leben wie meine Geburt. Wir qualifizieren uns nicht durch ein längeres Leben. Was nachher kommt ist der Glaube.“

Das ist für ihn die Faszination an seiner Religion, eine Faszination, die er ansteckend vermitteln kann. Der Glaube, der Glaube an Gott, der Glaube an ein Leben nach dem Tod. In der Tat wäre es undenkbar, alles zu wissen, Gott wie einen Menschen fassbar machen zu können. Es wäre, da stimmt er zu, das Ende des Glaubens, der Tod wäre das unumkehrbare Ende. Nicht umsonst werde doch um die Gnade eines guten Todes gebeten, dieser Wunsch sei unmittelbar mit dem Glauben verschmolzen. In diesem Zusammenhang sieht Breithecker es als ein großes Problem, dass die Gesellschaft den Tod so meidet, das

Thema ausklammert. Der Tod muss doch willkommen sein.“ Die Menschen hätten Angst vor dem Tod, „weil sie nicht so glauben, wie wir beide es gerade formuliert haben. Wenn mir was passiert, habe ich ein Superleben hinter mir, ich würde nicht um mein Leben feilschen wie Abraham bei Sodom und Gomorrha.“

Mit diesem Priester geht ein längeres Gespräch nicht, ohne nicht auch die Philosophie des Glaubens, der Religion zu ergründen zu versuchen. Für den Laien sind die Gespräche anstrengend, lässt man sich auf sie ein, sind sie von atemloser Spannung. Wie ja nur schwer bestreitbar ist, dass es, liest man sie intensiv, kein spannenderes Buch geben kann als die Bibel. Wenn sie es hören mögen, dann diskutiert er darüber auch mit Atheisten. Aber er sucht das Gespräch da nicht, drängt sich nicht auf. Es ist einfach nicht sein Ding, munter drauf los zu missionieren.

Deshalb bereitet er Predigten auch lange vor, weiß jetzt, an diesem Novembertag schon, was er Ostern 2009 predigen wird: „Wenn man predigen will, muss man die Harfe in den Wind hängen, du musst dich immer fragen, was du selbst von einem guten Prediger erwartest. Eckpunkte werden im Kopf zusammengeheftet. Deswegen predige ich zuerst immer für mich selbst. Das ist wie mit dem Kochen. Man kauft ein, bereitet zu und isst dann feierlich.“

Dass auch dafür jetzt mehr Zeit ist, Emil Breithecker genießt es. Genießt es über Themen zu meditieren. Er könnte sich durchaus vorstellen, noch ein Studium zu beginnen, Medizin vielleicht, oder Religionsgeschichte, Kirchengeschichte:

„Da ist alles drin, was die Welt zu bieten hat.“ Und natürlich wird er sich in Oberhausen, in seiner Stadt weiter einmischen, Emil Breithecker ist immer auch ein politischer Priester, der sich zu Wort meldet, wenn etwas aus dem Ruder zu laufen droht, was auch seinen Bereich betrifft. Dazu gehören für den Seelsorger natürlich auch alle sozialen Themen. Dass Oberhausen die kommunale Selbstverwaltung praktisch genommen werden soll, ist für ihn ein Unding. Eine Stadt, die so kaputt gespart werden soll, verliert für ihn auch ihre Würde. Oft hat er es gesagt seit die Kommunalaufsicht für Oberhausen



ein zerstörerisches Spardiktat durchsetzen will.

Auch das sind Gedanken, die ihn beschäftigen, wenn er allein in seiner Wohnung oder in seinem Büro sitzt, für das er sich wohl endlich einen Computer anschaffen will: „Ich merke immer mehr, dass es ohne wohl doch nicht geht.“ Ansonsten fühlt er sich in einem großen Buchladen wohl, „ich kann da stundenlang suchen und gehe selten raus, ohne auch zwei, drei Bücher zu kaufen.“ Darüber hinaus liest er natürlich regelmäßig die christlichen Zeitungen, den Rheinischen Merkur, Osservatore Romano

auch. Er findet es unglaublich beinahe, wenn er den einstigen Kardinal Joseph Ratzinger mit dem jetzigen Papst Benedikt XVI. vergleicht, man könne meinen, es handele sich um zwei verschiedene Menschen. Aber Breithecker weiß auch warum: „Als Leiter der Glaubenskongregation war er Wächter des Glaubens, da musste er anders sein, in dem Bewusstsein, dass die Katholische Kirche in Südamerika nicht wie die in Deutschland ist. Jetzt als Papst ist er freier, kann viel gelöster in solchen Fragen sein.“

Er selbst, sagt Emil Breithecker, sei in den zwölf Jahren immer bestrebt gewesen, die katholische Stadtkirche zusammenzuhalten: „Mein großes Glück dabei waren die Mitarbeiter im Gemeindeverband, auch die ehrenamtlichen. Sie alle waren für mich wie von Gott geschickt. Sie waren die Positionsfeuer meiner Zeit als Stadtdechant.“ Solche Mitarbeiter wünscht er auch seinem Nachfolger, der nun „das neue Haus mit vier Stockwerken“ (Pfarreien) zusammenhalten müsse.

Auf keinen Fall, und da warnt er alle seine Mitbrüder, „dürfen wir meinen, dass die Kirche nur im Vatikan ist. Aber auch dort sieht er Bewegung, wenn der Papst etwa Hans Küng zu seiner Sommerresidenz nach Castel Gandolfo einlädt, den kritischen Theologen Küng, der zwar brillant denke, aber eben auch stur sei. „Was Küng schreibt, war auf der GSO oft Inhalt meines Religionsunterrichtes.“ Die Amtskirche, sagt deren durchaus ja auch kritischer Diener, „verweigert oft Antworten, weil sie Angst hat. Und wer Angst hat, der hat den Heiligen Geist nicht bei sich.“



Die durchaus kirchenkritische Haltung in gewissen Dingen, sie ist Emil Breithecker nicht in die Wiege gelegt worden: „Ich habe als Kind noch gelernt, dass es eine Todsünde ist, in eine evangelische Kirche zu gehen. So etwas musste eigentlich nicht sein. Luther war wie Küng, genial und stur. Einer meiner Lehrer sagte immer, wenn er damals Papst gewesen wäre, wäre das mit der Reformation nicht passiert.“ Allein die Tatsache, dass Don Emilio seinen Lehrer so zitiert, spricht dafür, dass er mit dieser Meinung gut einhergehen kann, die besagt, dass der damalige

Papst nicht minder starrköpfig war als Luther, beide bedingt durch ihre Zeit.

Und garantiert wird Don Emilio wie sein literarisches, von Guareschi so unvergleichlich geschaffenes Pendant aus der Poebene solche Gedanken Jesus am Kreuz vortragen, wenn er mit ihm spricht. Oder mit dem Heiligen Geist, den er seinen Freund nennt, mit dem er spricht, wenn er allein ist. Und dann macht er sich die Gedanken über das, was er mit dem Heiligen Geist gesprochen hat, er meditiert so lange, bis der Kopf leer ist: „Das ist wie bei einem Akku, den muss man auch möglichst oft leer fahren und dann erst wieder aufladen. Sonst faulen die Zellen ab. Auch bei einem guten Essen ist es so. Das kann ich nur wirklich schätzen, wenn ich Hunger habe, nicht, wenn ich immerzu satt bin. Die Hungrigen erfüllt Gott mit seinen Gütern, die Satten lässt er leer ausgehen.“

Als ich nach dem zweiten Termin Abschied nehme mit einem Berg schriftlicher Aufzeichnungen, da habe ich das Gefühl, dass Emil Breithecker denkt, wie ich jetzt wohl den Akku leer fahre. Und dass er bei dem Gedanken nicht nur gespannt ist. Im Gesicht sehe ich auch Züge von Don Emilio/Camillo, die eine hinterwitzige Freude darüber ausdrücken angesichts der Qual der Wahl, die der Laie beim Schreiben haben wird. Du hast mich fast zwei Nächte gekostet, Emil. Aber die Investition war großartig. Dafür darf ich auch den Weihbischof zitieren, der Dich einen Teufelskerl genannt hätte, wenn er nicht wüsste, dass der Heilige Geist Dein Freund ist.

Auf Papas Schoß im Lieferwagen zum Radrennen

**80 Jahre RSV Blau-Gelb
Oberhausen - eine Erfolgs-
geschichte dreier Männer:
Nikolaus und Ferdinand Rück
und Werner Perz**

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Das ist zwar merkwürdig, aber verständlich. Wer in Oberhausen von Radsport spricht, meint den RSV Blau-Gelb 1928 Oberhausen; wer in Oberhausen vom RSV 28 spricht, meint Werner Perz; und wer in Deutschland von Radsport in Oberhausen spricht, meint das Pfingststradrennen, das eigentlich auch Perz-Rennen heißen könnte, würde es nicht schon den Namen „seines Gründers“ und ersten Gewinners, Ferdinand Rück, tragen. In keiner Sportart sind die Maschen zu einer Person so eng geknüpft wie im Radsport. Anders: Sportart, Verein und der Macher sind voneinander abhängig.

Und das wurde besonders deutlich in diesem Jahr 2008. Da wurde der Radsportverein Blau-Gelb Oberhausen 80 Jahre alt. Und nur wenig jünger wurde sein Vorsitzender: Werner Perz, der gebürtige Oberhausener, feierte im Juni seinen 74. Geburtstag und steht damit als leuchtendes Beispiel für die These, dass Sport jung erhält - und gesund sowieso.

Das Schicksal führte beide erst Anfang der 50er Jahre zusammen. 1951 wechselte der Radrennfahrer Werner Perz vom Rad-Renn-Club Duisburg 09, wo er 1950 die ersten Rennen gefahren hatte, als in Oberhausen beim RSV 28 nach dem Krieg noch Funkstille herrschte. Quasi bis Perz kam und dem Verein erst als Sportler, später als Funktionär neues Leben einhauchte.

Begonnen hatte beim RSV alles im Frühjahr 1928, als sich einige Radsport begeisterte Männer in der Gaststätte „Haus Bleuel“ an der Mellinghofer Straße unter Leitung von Nikolaus Rück trafen, der auch an der Mellinghofer Straße einen Fahrradhandel betrieb. Schnell hatte sich ein arbeitsfähiger Vorstand gebildet. Mit Einverständnis der Bismarck-Fahrradwerke, in Radevormwald zu Hause, bekam der Ver-



FOTOS: THÖNE (1), PRIVAT (2)

**1964 gab es das erste Rück-Radrennen unter der Regie von
Werner Perz (l.): Sieger wurde Norbert Leiske, rechts neben ihm
Nikolaus Rück und der erste Blau-Gelb-Vorsitzende Heinz Groll**

ein den Namen „Radsportverein Bismarck 1928“. Schon nach kurzer Zeit zählte der Verein eine stattliche Anzahl von Mitgliedern, von denen ein Teil der Sportler vom damaligen Radfahr-Tourenclub 1897 kam. Der Tourenclub 1897 förderte in erster Linie den Kunstradsport und führte die Radrennsportler nur am Rande mit.

Unter Leitung von Nikolaus Rück, der selbst auf eine erfolgreiche Radrennfahrer-Laufbahn zurückblicken konnte, ließen die Erfolge der Fahrer nicht lange auf sich warten. Mit zu den Erfolgreichsten zählten Hermann Lück, der später Berufsfahrer wurde, Bernhard Rogmann, Josef Wolnitz und Ferdinand Rück, der auch 1931 Niederrheinmeister wurde.

Nach 1933 wurde auch der Radsportverein „Bismarck 1928“ aufgefordert, seinen Fabriknamen abzulegen. So wurde der Verein auf den Namen Radsportverein „Blau-Gelb 1928“ umbenannt. Damit gaben die Fahrradfabrikfarben den neuen Vereinsnamen her. Die aufstrebenden Leistungen des Vereins wurden dann in Folge des Kriegseinflusses mehr und mehr gehemmt und schließlich wurde der Sportbetrieb eingestellt.

Am 15. Januar 1951 - in dem Jahr heiratete Werner Perz, Ältester von drei Brüdern und einer Schwester, seine Hermi-



Männer der ersten Stunde: die „Bismarck“-Vereinsmitglieder im Gründungsjahr 1928 beim Radkorso am heutigen Wehrplatz

ne (Tochter Claudia kam später hinzu) - waren es erneut die Männer der ersten Stunde, die die Tätigkeit des Radsportvereins „Blau-Gelb 1928“ wieder aufleben ließen. Der Vorstand mit Nikolaus Rück, Ferdinand Rück, Heinz Groll als 1. Vorsitzender und Bernhard Rogmann als Fahrwart leistete gute Arbeit und schnell blühte der Verein wieder richtig auf.

Schon im gleichen Jahr wurde ein Straßenradrennen in Oberhausen-Ost veranstaltet, das 2008 als 58. Großer Preis der Möbelstadt Rück gestartet wurde. Die ersten großen Erfolge der RSV Blau-Gelb Fahrer ließen schließlich auch nicht lange auf sich warten. Mit Alfred Simmes und Werner Perz hatte der Verein zwei Radrennsportler, die zahlreiche Erfolge bei Straßenradrennen einfuhren.

So war es Werner Perz, der 1952 in Dortmund-Aplerbeck und 1953 in Kapellen-Erft den Großen Preis des Kreises Grevenbroich gewann und damit die ersten Blau-Gelb-Siege nach dem Krieg in der Männerklasse erringen konnte. Alfred Simmes zog bald darauf mit guten Ergebnissen nach. Viele Weitere folgten. So Hermann Sibilla als Nationalfahrer und Weltmeisterschaftsteilnehmer, Kurt Momm als Junioren-Nationalfahrer und nicht zuletzt Sven Hoffmann als Rad-Bundesligafahrer.

Und aus diesen Wieder-Anfängen des Radsportes weiß Werner Perz noch so manche Dönekens zu erzählen. Als Perz etwa in Aplerbeck gewann, Hennes Junkermann wurde da

Zweiter, ging es mit dem Zug zu den Rennen. Und als Sieger-Präsent gab es schon mal ein Tourenrad, das zu- meist zu Hause dann schnell versil- bert wurde. Besser wurden die Zei- ten dann erst, als Ferdinand Rück in seinem kleinen Lädchen auf der Schwartzstraße Öfen, Waschmaschi- nen, dann Fernseher, Radios und Haushaltswaren verkaufte. Da ging es dann mit dem Lieferwagen und Rück-Töchterchen Ute (Kröger-Rück) auf dem Schoß zu den Rennen.

Werner Perz beendete 1962 seine aktive Laufbahn und widmete sich der Vereinsjugendarbeit und wurde später Rennfahrwart. Darüber hinaus leitete Perz von 1963 bis 1965 kom- missarisch die Geschicke des RSV Blau-Gelb 1928, insbeson- dere die Organisation des großen Radrennens, da der 1. Vor- sitzende Heinz Groll erkrankte.

Und neben aller sportlichen Betätigung musste Perz natürlich auch seine berufliche Karriere voran treiben. Seine ursprünglichen Berufswünsche, Schreiner oder Elektriker, blieben unerfüllt; statt dessen landete er schließlich als For-

Gewann 1974 den Großen Rück-Preis und bestritt an dem Tag zugleich sein letztes Amateur-Radrennen: Dietrich „Didi“ Thura; neben ihm Werner Perz (l.) und Ferdinand Rück (r.)



mer bei Babcock, also dort, wo eine ganze Reihe Familienangehöriger auch bereits ihr Brot verdiente. Später wurde Perz freigestelltes Betriebsratsmitglied und machte mit 58 Jahren von der so genannten 56er-Regelung bei Babcock Gebrauch.

Und von da an hatte er, der mit seiner Frau in der Innenstadt an der Friedenstraße wohnt, noch mehr Zeit für sein größtes Hobby. Und das entwickelte sich stetig nach oben. Waren es zu Beginn der 60er Jahre gerade einmal 26 Mitglieder im RSV, so stieg die Zahl auch durch den Fahrradboom auf jetzt 221 Mitglieder an. Und damit ist der RSV 28 in seinem Jubiläumsjahr und trotz der Krise im Doping-geschockten Radsport der mitgliederstärkste im Radsportbezirk.

Neue Angebote sind es, die den Boom festschrieben. Mountainbike ist dazu gekommen, der Radsport-Treff spülte auch einige Mitglieder in den Verein, wenngleich die Teilnahme ein kostenloses Angebot des Clubs ist. Und letztlich führten gute Jugendarbeit, familiäre Atmosphäre und das Erkennen von Trends zu einem Plus bei den Mitgliederzahlen.

Das alles geschah unter der Führung von Werner Perz, der in der Jahreshauptversammlung am 7. Februar 1965 zum 1. Vorsitzenden gewählt worden ist. Damit hat der Verein in seiner langjährigen Vereinsgeschichte bis heute nur zwei Vorsitzende „verschlissen“ - rekordverdächtig.

Bis 1970 stand der Straßen- und Bahn-Radrennsport als Leistungssport auf der Angebotsliste des RSV. Mit der Trimmwelle erweiterte auch der RSV sein sportliches Betätigungsangebot für Jedermann mit dem ersten Volksradfahren, mit der Radtourenfahrt (seit 1981), mit dem Ruhrpark-Fahrradtreff (seit 1982).

Und die Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 2008 konnten sich sehen lassen: Als Auftakt, im 26. Jahr, der Fahrradtreff Ruhrpark, der vom 26. März bis zum 25. September an jedem Mittwoch interessierten Bürgern kostenlos angeboten wird; am 11. Mai startete traditionell am Pfingstsonntag das Straßenrundstreckenradrennen um den 58. Internationalen Großen Preis der Möbelstadt Rück, das im Hauptrennen mit Rhys Pollock den Sieger aus Australien und seinen sportlichen Höhepunkt hatte. Das 39. Volksradfahren mit der 27. Blau-Gelb-Radtourenfahrt im August, eine Veranstaltung für die jüngsten Fahrradfahrer von 6 bis 14 Jahren im Styrumer Park und die große Mountainbike-Veranstaltung im September im Ruhrpark (Bezirksfinale und Stadtmeisterschaft) waren weitere Höhepunkte.

Der RSV Blau-Gelb 1928 Oberhausen ist in seinem Jubiläumsjahr 2008 ein erfolgreicher Verein, ein Verein, der



Der Radsport in Oberhausen ist seit über 50 Jahren ganz eng mit seinem Namen verbunden: Werner Perz

lebt, und ein Verein der Leben vermittelt. Aber er ist auch ein Verein, auf den einige Herausforderungen warten. Nachwuchsfahrer für Straßenradrennsport, Mountainbike und Radtourenfahrern sowie Trial müssen gewonnen werden. Und ganz vorn steht die Suche nach einer geeigneten Trainingsstrecke. Den Mountainbikern bietet sich die Trainings- und Wettkampfstrecke im Ruhrpark an. Für die Trial- und BMX-Sportler steht in Kürze eine Trainings- und Wettkampfstrecke an der Lindnerstraße kurz vor der Fertigstellung. Nur die Straßenradrennfahrer gehen bislang leer aus.

Die größte Herausforderung ist indes eine personelle: Im Januar 2009 ist für Werner Perz unwiderruflich Schluss als Vorsitzender. Und ein wenig wehmütig fügt er hinzu: „Als Organisator des Radrennens mache ich weiter - wenn es gewünscht wird.“ Und wer wollte da schon nein sagen...

Liebling, ich habe das Revier geschrumpft

In der neuen Modellbahnwelt an der Marina liegen die Besonderheiten im Detail

VON DIRK HEIN

An der Marina fahren bis zu 80 winzige Züge durch eine Welt mit rauchenden Schloten und historischen Fabrikhallen. Mit viel Liebe zum Detail ist das Ruhrgebiet aus den 60er und 70er Jahren in der Modellbahnwelt rekonstruiert worden. Die Zeitreise mit den Mini-Modellen finde immer mehr Anhänger, sagt der Betreiber Georg Rinneberg. Auch wenn es beim Startschuss im August zunächst noch hakte.

Ein kleiner Junge ist ganz aufgeregt. „Hören Sie! Sie müssen sofort kommen - da ist ein Auto gegen einen Baum gefahren.“ Das Hilfesuchende richtet sich an Georg Rinneberg, der die Situation sofort erfasst. Geistesgegenwärtig steigt er über eine Absperrung und spurtet ohne Umwege zum Ort des Geschehens. Die ersten Handgriffe sitzen perfekt - und nur Sekunden später ist der Unfall bereits Geschichte. Ohne Verletzte, ohne ärztliche Versorgung - ohne Blaulicht. Mehr noch: Georg Rinneberg schafft es, das Auto ohne auch nur eine Delle wieder auf die Straße zu schicken.

Georg Rinneberg ist kein Wunderheiler: Ihm kommt vielmehr zu Gute, dass das verunglückte Automobil nur wenige Zentimeter groß ist. „Schau, schon fährt es wieder!“ Seine knappe Diagnose wirkt routiniert und die Augen des kleinen Jungen gehen wieder auf Wanderschaft. Die Modellbahnwelt an der Marina ist die Kulisse für dieses Schauspiel - und Schauspiel ist dabei genau das richtige Wort. Die Modelllandschaft ist alles andere als ein Stillleben. An jeder Ecke ist Bewegung im Spiel, denn die Besonderheiten liegen in der Miniaturwelt im Detail.

So fährt auch der Wagen, der eben noch gegen eine Kunststoff-Tanne gerauscht ist, wie von Geisterhand gesteuert durch die Kulisse des Ruhrgebiets aus den 60er und 70er Jahren. Die Scheinwerfer des Mini-Flitzers leuchten hell auf.



FOTOS: JOPPEK (8), EMDE (1)

Faszinierende Miniaturwelt: das Gelände rund um den Oberhausener Hauptbahnhof in den 60er und 70er Jahren

Die Straße führt vorbei an markanten Bauwerken, vorbei an Straßenlaternen und breit angelegten Wiesen.

Georg Rinneberg ist der geistige Vater dieser Modellbahnwelt, einer der Betreiber. Gemeinsam mit Dirk Grünewald hat er an der Neuen Mitte einen Anlaufpunkt für Freunde kleiner Züge geschaffen. Eine Berufung, die ihn ständig auf Trab hält. Denn einen Bürojob hat er auf der Anlage mitnichten: Rinneberg behält die Augen offen, mit dem Telefon in der Hosentasche - schließlich muss sofort reagiert werden, wenn einer der Züge plötzlich aus der Schiene springt oder eben ein kleines Modellauto vom rechten Weg abkommt.

Dabei fängt schon bei der Fertigung der Mini-Renner die knifflige Arbeit an. „Diese Autos kann man nirgends kaufen“, sagt Rinneberg mit dem gewissen Glänzen in den Augen. „Das sind alles Spezialanfertigungen. Eine Batterie versorgt den Wagen mit Energie und ein Magnet behält ihn auf der Fahrbahn.“ Zwei Tage Arbeit kostet die Anfertigung alleine dieses Exponates. Kaum auszudenken, wie viele Stunden in der gesamten Kulisse stecken - wie lange es letztendlich dauert, bis das Revier aus der Vergangenheit im Maßstab 1:87 Gleis an Gleis gefertigt werden kann.

Wer Stunden, Tage, Monate, Jahre bastelt und tüftelt, der muss sein ganzes Herz dem Modellbau schenken. Und eine Familie haben, die mitzieht, die Begeisterung versteht

und teilt. Bei Georg Rinneberg ist das kein Problem. Der Hang zum Basteln liegt hier weit in der Vergangenheit verwurzelt: Bereits im Alter von fünf Jahren fing alles an. Der in der Nähe des Elternhauses gelegene Bahnhof spielte die entscheidende Rolle. Rinneberg: „Aus dem Fenster konnte man den gesamten Bahnhof beobachten. Hinterher durfte ich dort mithelfen. Das ist schon etwas Schönes, so ein Kinderzimmer an den Gleisen.“

Bahnhof, Schienen, Modellbahn - die Geschichte nahm ihren Lauf. Rinneberg wurde zunächst in den eigenen vier Wänden Chef über Gleise und Fahrpläne, die Präsentationsflächen mit der Zeit immer größer. Kein Wunder, dass dem Freund der kleinen Details schnell die ganz große Idee kam. Zur Eröffnung des CentrO schmiedete Georg Rinneberg einen Plan - ein Vorhaben, das im August 2008 seine endgültige Umsetzung fand. Nach allen Rechenspielchen, Business-Plänen und Kalkulationen.



Kaum vorstellbar, wie viele Stunden Arbeit in der gesamten Kulisse des Reviers stecken

Zechensiedlungen. Alle 20 Minuten wird von einer künstlichen Steuereinheit das Licht herunter gefahren und die Nacht bricht über der Modellbahnwelt herein. Dann glüht der Mini-Ofen im Zechenhaus und die zarten Fenstersimse enthüllen ihre winzigen Details. Nach wenigen Minuten endet die Nachtschicht dann wieder und die Helligkeit kehrt zurück.

Licht und Schatten gab es auch zur Eröffnung der Anlage im August. „Das hier ist der Server, der uns damals im Stich gelassen hat!“ Georg Rinneberg deutet auf ein großes Untertischbestück mit Kabeln und bunten Lampen. Die Hochleistungsrechner sorgen dafür, dass jede Weichenschaltung und Abfahrt der Züge planungsgemäß funktioniert. Zumindest sollten sie das: In den Anfangstagen lief es nicht immer rund. Manche Züge landeten auf dem Abstellgleis. Statt bis zu 80 Zügen waren nur zehn bis 20 von ihnen unterwegs. Rinneberg:

„Wir haben vor dem Start rund um die Uhr gearbeitet. Aber bei technischen Problemen, da steckst du nicht drin.“

Fehlende und noch nicht fertige Kulissen waren ein Kritikpunkt, der zur Eröffnung ebenfalls die Runde machte. „Hinterher kann man sich natürlich fragen, ob es sinnvoll war, zu diesem Zeitpunkt zu eröffnen. Aber letztlich gab es



80 Züge fahren durch eine Welt mit historischen Fabrikhallen

Georg Rinneberg erzählt dies alles, während er seine kleine Revierwelt penibel im Auge behält. Es wird dunkel über den Schienen, über den rauchenden Schloten und charmanten

dazu kurzfristig keine Alternative“, sagt Georg Rinneberg. Hochrangige Gäste hatten bereits ihren Kalender terminiert. NRW-Wirtschaftsministerin Christa Thoben schaute an der Marina vorbei - und blickte zufrieden auf das geschrumpfte Eisenbahn-Revier.

Letztlich wurde Schritt für Schritt nachgebessert. Die Züge fahren nun planmäßig und das Ende ist noch nicht erreicht. Neben der historischen Strecke soll ein großer Komplex mit dem Ruhrgebiet der Gegenwart zügig ergänzt werden. Als Vergleichsmöglichkeit zur historischen Kulisse: eben großer Strukturwandel ganz klein.

Besonders stolz sind die Betreiber auf die fotorealistischen Hintergründe - die weltgrößten ihrer Art. Hinter den Bahnhöfen, den Hügeln und Tälern schaut man auf dem Foto in die Ferne. So erhält das Mini-Revier auch perspektivische Tiefe. „Es sind Originalaufnahmen von damals“, erklärt Rinneberg. Von Duisburg bis Dortmund reicht der Blick. Eine Tatsache, die auch für das rege Wechselspiel der Lichtverhältnisse eine entscheidende Rolle spielt. „In Dortmund geht die Sonne auf - in Duisburg wieder unter.“

Es wirkt alles wie ein Sonntagnachmittag-Spaziergang durch die Vergangenheit. Die Hochofenanlage der HOAG steht in ihrer ursprünglichen Art und Weise neben den Bahngleisen, in der Turbinenhalle wird malocht - weit bevor die Jugend hier ihre Tanzarbeit aufnehmen konnte. In der Siedlung Eisenheim bietet ein Eisverkäufer seine kalten Spezialitäten an und aus dem Glockenturm der Herz-Jesu-Kirche läutet es hörbar durch die Hallen. Der Gasometer thront über allem - ein Traum aus 5000 Einzelteilen zusammenmontiert.

Auch im kleinen Autokino in Altenessen lohnt sich das genaue Hinschauen. Hier haben die Bastler aus dem Internet kurze YouTube-Werbetrailer eingebaut. So flackert von der Leinwand plötzlich das HB-Männchen. „Wer wird schon gleich in Luft gehen?“ Manche Dinge werden eben einfach mit Humor verarbeitet: So sitzt ein Schwein plötzlich im Rollstuhl oder der Malermeister trägt seinen Farbtopf wie einen Hut auf dem Kopf. Letztlich sind es die kleinen Details in der Landschaft, die erst auf den zweiten Blick auffallen.

Klar, Schweine sitzen eher selten im Rollstuhl, dafür ist beim restlichen Revier viel Wert auf Genauigkeit gelegt worden. „Wir haben Original-Baupläne erhalten und uns an-

hand von Fotomaterial orientiert“, sagt Georg Rinneberg. Bei Bauwerken wie der Zeche Zollverein stimmt die Anzahl der Ziegelsteine exakt mit dem großen Original überein. Doch auch wer an Langeweile leidet, der sollte trotzdem nicht nachzählen: Es gibt schließlich zahlreiche weitere Gebäude, die entdeckt werden wollen.

Selbstverständlich darf auch der Rhein-Herne-Kanal in der Landschaft nicht fehlen. Für die realistische Darstellung sind kreative Bastelideen gefordert. Rinneberg: „Das Wasser



Direkt an der Marina gelegen: die Ausstellungshalle der Modellbahnwelt Oberhausen

haben wir mit einer Mischung aus Harz und Farbpigmenten gefertigt.“ Modellbau ist kein Job für Einzelkämpfer: Schließlich mussten stolze 420 Quadratmeter Anlagenfläche bebaut werden. 38 Angestellte sorgen derzeit dafür, dass alles läuft - und neue Exponate ergänzt werden. Kurz vor der Eröffnung waren es gar mehr als 50 Helfer.

Zu einem Langfinger braucht in der Modellwelt übrigens keiner zu werden - ohnehin ist das Berühren der Ausstellungsstücke nicht gestattet. Sollte man sich dennoch einmal in ein Häuschen oder Türmchen verlieben, so gibt es durchaus Abhilfe. Anhand eines Bausatzes kann man sich daheim die eigene Hütte gleich noch einmal zusammensetzen. Rinneberg: „Bei Anfragen helfen wir gerne weiter.“ Und so ein schmuckes Zechenhaus für die eigenen vier Wände - das hat schon was.

„Nichts geht mehr“ geht nicht

*Seit 1952 wartet der 76-jährige
Filmvorführer Oskar Schwab
den Maschinenpark
im Lichtburg Filmpalast*

VON MICHAEL SCHMITZ

„Als ich damals das Ruhrland-Theater nach dem Krieg aufgebaut hatte, rochen Sie als junges Bürschchen bei uns rein. Ich hatte gleich ein gutes Gefühl, mich Ihrer Mitarbeit zu versichern.“ Hans-Hubert Pesch, den man damals, im Mai 1992, schon lange „Kino-Zar“ von Oberhausen nannte, schrieb Oskar Schwab diese Zeilen zu dessen 40-jähriger Betriebszugehörigkeit zur H. Pesch & Co. ohG. Gut fünf Jahre später entlassen Christa und Jürgen Pesch, die nach dem Tod des Onkels das Oberhausener Leinwand-Imperium führen, den 65-jährigen Oskar Schwab in die Rente: „Wir wünschen Ihnen für die kommende Zeit, dass Sie sich die Wünsche für Ihr privates Leben, für deren Erfüllung Sie nun endlich mehr Zeit haben, realisieren können, vor allem jedoch noch viele Jahre Kraft und Gesundheit. Uns wünschen wir, dass Sie uns im besprochenen Rahmen noch lange mit Rat und Tat zur Seite stehen.“

Elf Jahre sind seither ins Land, genauer gesagt in die Elsäßer Straße gegangen, und Oskar, der nur etwas mehr als einmal um die Ecke entfernt vom Lichtburg Filmpalast wohnt, ist heute beinahe täglich noch im Einsatz. Ein Rentner, der keiner sein darf und wohl auch keiner sein will, der wohl mehr Jahre seines Lebens im Kreis der Filmvorführgeräte verbracht hat als im Kreis seiner Familie. Sollte er einmal auch nur ansatzweise, im leisesten ans Aufhören denken, erinnert ihn Jürgen Pesch: „Sie haben meinem Onkel versprochen, die Firma niemals im Stich zu lassen.“ Dann greift Oskar zur Zigarette, nimmt einen Zug, einen Schluck Kaffee, und nickt. Einen, der die Vorführmaschine aus dem Effeß kennt, den sich Kinobetreiber „ausleihen“ wenn kein Techniker mehr weiter weiß vor allem an den wertvollen alten Geräten, den muss man heute suchen, den



FOTOS: JOPPEK (3), PRIVAT (4)

Dr. Thomas Negele, Vorstandsvorsitzender der IG deutscher Kinos, zeichnete Oskar Schwab 2002 mit dem goldenen Malteserkreuz aus. Das Malteserkreuz ist Herz eines Filmprojektors. Aufmerksamer Beobachter: „Lichtburg“-Inhaber Jürgen Pesch.

wird man kaum finden. Selbst in Karlsruhe, Ludwigshafen oder Osnabrück repariert der Spezialist für Ascana-Maschinen. Er baut Maschinen um für Freilicht-Veranstaltungen.

Oskar Schwab ist Oberhausener seit mehr als 76 Jahren, seit seiner Geburt am 19. September 1932. Eineinhalb Jahre besucht er die Schladschule, dann kommt er in die Kinderlandverschickung. Der Krieg bricht aus, der Vater, einst als Ingenieur auf der Hütte für Schrägaufzüge zuständig, wird nach der Katastrophe von Stalingrad eingezogen, fällt 1942 auf der Krim. Die Mutter ist mit drei Kindern, zwei Jungen und einem Mädchen, allein, Oskar ist der älteste. Oskar schlägt sich auf einem Kohlewagen von Göppingen zurück nach Oberhausen durch. Nach einem Bombenangriff wird er von SA-Leuten aus dem Keller geholt, muss mit anderen Kindern nach Wesel, um Panzersperren aufzubauen. Dann kommen Amerikaner, kassieren die Kids, die für die Besatzer malochen müssen, ihnen aber auch Zigaretten klauen - und erwischt werden. Die Amis haben Verständnis für die



Das von vielen geliebte Casablanca im ehemaligen City an der Nohlstraße war leider nur eine temporäre Erscheinung

kleinen Raucher. „Das war die härteste Zeit, wir hatten nichts anzuziehen außer unserer Uniform. Und als Ältester zuhause war ich dafür zuständig, die Fresserei zu besorgen. Abends bin ich mit dem letzten Zug losgefahren, morgens mit dem ersten wieder nach Hause gekommen. Nachts haben wir geklaut, was nicht niet- und nagelfest war.“

Um eine Lehre zu bekommen, muss er erst einmal noch vier Wochen für einen Schulabschluss büffeln, dann kann er eine Ausbildung als Feinmechaniker beginnen. Zwei Jahre später macht die Firma pleite. Der Inhaber des „Istra“-Kinos, Chefingenieur bei Siemens, spricht Oskar an, Filmvorführer ist damals noch ein Lehrberuf: „Meinem damaligen Chef habe ich meine ganzen mechanischen Kenntnisse zu verdanken.“ Dennoch wechselt Oskar noch während der Lehre zu den Pesch-Betrieben, zusätzlich zur Ausbildung arbeitet er vormittags in der Werkstatt von Radio Gerndt, um die Verstärkertechnik kennenzulernen.

Am 9. Oktober 1953 legt Oskar Schwab beim Düsseldorfer Regierungspräsidenten seine Prüfung als Filmvorführer ab, ein polizeiliches Führungszeugnis muss er vorweisen - und einen Geruchstest: „Denn damals wird noch Nitrofilm vorgeführt, ein brennbares Material, nicht gerade ungefährlich.“ Auch volljährig muss man damals sein, um den Beruf des Filmvorführers ausüben zu können. Oskar erfüllt die Voraussetzungen, darf fortan auch Lehrlinge ausbilden. Damals müssen immer zwei Vorführer die Schicht fahren, einer muss ständig am Gerät sitzen. Denn blieb ein Film im Bildfenster stehen, weil er gerissen war, dann fing er nicht selten durch die Hitze Feuer, es wurde mit Kohle gearbeitet.

Bestandene Prüfung aber heißt damals noch mehr als nur Filmvorführer zu sein. Man muss praktisch die gesamten Sicherheitsvorschriften kennen, die für ein Kino gelten. Etwa wie groß der Reihenabstand zu sein hat, wie die Notausgänge auszuweisen sind. Denn die

meisten Kinobesitzer in dieser Zeit sind Kaufleute, weichen in Vereinssäle aus, weil die großen Häuser noch nicht in Betrieb sind.

Als im Nachkriegsdeutschland wieder Filme gezeigt werden, sind es hier in der britischen Besatzungszone, erst englische, dann auch amerikanische Filme, bald auch italienische und französische. Die Erfahrung mit den NS-Propagandafilmen ist noch frisch, Kinobesitzer brauchen eine Konzession, auch eine niedrige Entnazifizierungsstufe. Als dann auch deutsche Filme in die Kinos dürfen, die Filmlandschaft hierzulande sich zu normalisieren beginnt, nimmt eine unglaubliche Erfolgswelle ihren Lauf: „Ausverkaufte Vorstellungen waren die Regel, die Menschen standen stundenlang um Karten an. Wer nach 17 Uhr kam, hatte für die Abendvorstellungen keine Chance mehr.“

Oskar Schwab ist bald nicht mehr nur Vorführer. Hans-Hubert Pesch macht den 25-Jährigen schon 1957 zu seinem Technischen Leiter, der nicht nur Filme vorführt, die Maschinen wartet. Nicht selten ist Oskar auch Kartenabreißer, hilft Ein- und Ausgang zu regeln: „Da mussten oft 1000 Leu-



Oskar Schwab erlebte bereits den Beginn der Kurzfilmtage mit, mit Hilmar Hoffmann gründete er den Oberhausener Filmclub

te in einer Viertelstunde durch drei Türen raus- und 1000 neue wieder reingelassen werden.“ Sechs Garderobedamen sind damals beschäftigt, „die Menschen gingen ins Kino wie ins Theater, keiner nahm den Mantel mit in den Saal“. Der Film prägt das Unterhaltungsleben: „Die Leute hatten einen riesigen Nachholbedarf, hatten ein Bedürfnis zu lachen oder zu heulen. Und sie identifizierten sich damit. Als der Film ‚Grün ist die Heide‘ bei uns lief, rannte nach vier Wochen jeder Fünfte mit einem Lodenmantel rum.“ 15 Filme pro Woche sieht Oskar damals im Schnitt, jeden neuen schaut er sich sowieso an. Zweimal in der Woche ist er mit Hans-Hubert Pesch in Düsseldorf, um vorzusichtigen. Der erste Film übrigens überhaupt, den Oskar Schwab gesehen hat, ist „Blaufuchs“ mit Zarah Leander. Den Beginn der Kurzfilmtage erlebt er mit, weiß noch, wie damals die Filme in den Vorführraum geworfen werden, ungeordnet, unbeschriftet. Nachts schaut er sich die Filme an, die er dann am nächsten



Plakate kleben für die Lichtburg, die damals nicht nur Kino, sondern auch Varietebühne war

Morgen zeigt. Mit Hilmar Hoffmann gründet er den Oberhausener Filmclub.

Die Lichtburg ist in dieser Blütezeit nicht nur Kino, sie ist auch Varietebühne. Grete Weiser tritt auf, auch Vico Torriani und Marika Röck. Zarah Leander gastiert ebenso in der Lichtburg wie Peter Alexander, Caterina Valente oder Rosita Serrano, die „chilenische Nachtigall“, die Oskar eher als überkandidelt in Erinnerung hat, als einen Möchtegern-Star. Rudi Schurike und Rene Carol singen auf der Bühne, Kurt Edelhagen kommt mit seinem Orchester, Heinz Erhard brilliert als Komiker, Mantovani ist da, Peter Frankenfeld reist immer in großen amerikanischen Schlitten an.

Nach den Shows geht man noch was trinken in angesagten Oberhausener Gaststätten, meistens im Gildehaus gegenüber dem Gloria. Oskar ist oft dabei, lernt die damaligen Stars von Film und Funk und des noch jungen Fernsehens auch privat ein wenig kennen. Nächstelang geht das nicht sel-



Mit Showmaster Peter Frankenfeld (r.) verband Oskar Schwab (Mitte) ein freundschaftliches Verhältnis; hier bei einer Besichtigung der Polstermöbelfabrik Hemmers an der Duisburger Straße

ten, und Rene Carol etwa greift dann schon mal zur Gitarre und sagt: „So, jetzt singen wir schmutzige Lieder zur Laute.“ Die meisten eben seien sehr nett gewesen, vor allem auch Freddy Quinn, als Künstler absolut professionell. Vico Torriani habe vor seinem Auftritt immer einen Vortrag an seine Künstler gehalten, dass sie das Publikum ernst zu nehmen, immer das Beste zu geben hätten. Auch Dönekes von damals gibt es zu erzählen, etwa als der dänische Komiker Boyd Bachmann so wild mit dem Mikro hantiert, dass er das Kabel verdreht. Während er mit einem Ersatzkabel weitermacht, lötet Oskar in Windeseile das Kabel. Kaum ist er fertig, hat Bachmann auch das zweite Mikro hingerichtet. Hans-Hubert Pesch tobt: „Noch einmal und wir lassen ihn hängen, dann singt er ohne Mikro.“

Viele Leinwandrenner werden hier uraufgeführt, Filme mit Roy Black vor allem, der Gloria-Filmverleih ist Stammgast, auch internationale Produktionen kommen zuerst nach Oberhausen. Oskar Schwab erinnert sich noch gut an George Nader, der Mitte der Sechziger als Jerry Cotton im offenen amerikanischen Schlitten vorfährt bis vors Kino, die Elsäßer Straße ist damals noch nicht fußläufig.

Aber es ist auch langsam die Zeit, in der das Schnulzenkino zunehmend verpönt wird, das Fernsehen zudem sich immer aggressiver etabliert. Zwei Programme gibt es inzwischen, die dem Kino Konkurrenz machen. Und der neue deutsche Film ist eher nichts für die breite Masse, die sich

dann eben lieber gemütlich im Pantoffelkino zurücklehnt. Filmburg und Istra gehören schon der Vergangenheit an, auch das La Strada und das Apollo. Das Palast-Theater folgt, von einst 25 Kinos in Oberhausen überleben bis heute nur der Lichtburg-Filmpalast, zu dem sich 1996 das Village Cinema in der Neuen Mitte gesellt. In Sterkrade muss Hans-Hubert Pesch Anfang 1986 Lito und Tobi schließen, da ist der Europa-Palast schon einige Wochen dicht. Das von vielen geliebte Casablanca im ehemaligen City an der Nohlstraße ist nur eine temporäre Erscheinung, Programmkinos außerhalb der Universitätsstädte haben keine langjährige Lebenserwartung, Altenberg versucht seit ein paar Jahren mit dem Walzenlager Kino in die Fußstapfen zu treten.

Für die echten Oberhausener aber heißt Kino Lichtburg Filmpalast, seit seinem Umbau vor einigen Jahren zum Fünf-Sterne Kino noch schöner geworden. Und auf höchsten Wiedergabenniveau, optisch wie akustisch. Mittendrin nach wie vor Oskar Schwab, der mithält mit dem technischen Fortschritt, sich noch heute, wo nötig, weiterbildet.



Kennt die Vorführmaschinerie aus dem Effeß: Oskar Schwab

Fachtechniker wie Oskar sind ausgestorben, die keine Vorstellung ausfallen lassen, ohnehin schnell sein müssen: „Zwei Minuten, die wir reparieren, wirken für die Zuschauer ja mindestens wie zehn Minuten.“ Einmal implodiert ein Xenon-Kolben, Super-Gau: „Das Publikum rief, warum es nicht weitergeht. Da bin ich in den Saal, habe zwei Herren mit technischem Verständnis gebeten, mitzukommen. Dann habe ich das Lampenhaus des Vorführgerätes geöffnet, tau-

sende Scherben. Ich habe gesagt ‚In zehn Minuten geht es weiter‘.“ - „Das glauben wir nicht.“ Im Saal sagen die Männer dann, oben sei alles kurz und hagelklein, aber der Vorführer habe gesagt, in zehn Minuten gehe es weiter. In zehn Minuten geht es tatsächlich weiter und das Publikum applaudiert dem Oskar Schwab.

Der Vater eines Sohnes, der nach dem Abitur in die Computerbranche gegangen ist, geht noch heute gern ins Kino, brutale Filme allerdings sind nicht sein Ding. Er hat weder einen Lieblingsfilm, noch einen Lieblingsschauspieler. Robert de Niro vielleicht, dessen enorme Wandlungsfähigkeit der Fachmann schätzt, und die junge Liz Taylor. Natürlich lässt ihm das Rentnerdasein auch mehr Zeit, mal spazieren zu gehen, Musik zu hören vom Schlager bis zur Opernarie. Wenn nicht das Kino anruft: Super-Gau im Vorführraum. Dann ist es wie früher: hoch aus dem Sessel oder weg von der Feier, das Kino geht vor. Obwohl er heute auch schon mal vor elf Uhr bei einer Fete sein kann, bevor alle schon locker drauf sind, wenn er kommt.

Wie viele Filme er gesehen hat, mag Oskar Schwab nicht einmal schätzen, auch nicht, wie viele Kilometer Film durch seine Finger gelaufen sind. Vielleicht drei Millionen, vier oder fünf, wohl mehr als 100mal könnte man damit die Erde umrunden, auch wenn Oskar heute nicht mehr vorführt, „nur“ Reparaturen und Wartung macht. Am liebsten, wenn nötig, an einem Vorführgerät Baujahr 1956: „Aber das läuft und läuft und läuft. Ersatzteile gibt es dafür keine mehr, aber die, die ich im Laufe der Zeit gesammelt habe, reichen mindestens noch für die nächsten zehn Jahre.“ Werden sie auch müssen, Oskar Schwab glaubt nicht, dass über den Ton hinaus die Vorführung digitalisiert wird. Wenngleich das Filmmaterial heute, Kunststoff, Polyester, richtig Unheil anrichten kann: „Wenn da was passiert, geht nichts mehr, dann ist die Maschine kaputt, dann sind sämtliche Zahnräder zerrissen.“ Früher hält eine Kopie mindestens zehn Jahre, heute kommt sie weg, wenn der Film abgenudelt ist.

Oskars einzige richtige Panne passiert schon 1952. Er ist gerade bei Pesch, als er einen Film falsch einlegt, bei der „Försterchistel“ die dritte statt der ersten Rolle: „Ich sah die



Wie viele Kilometer Film durch seine Finger gelaufen sind, mag Oskar Schwab - hier mit Kurzfilmtageleiter Dr. Lars Henrik Gass - nicht einmal schätzen

Katastrophe kommen, ein brütend heißer Sommertag und ich muss abbrechen und habe Herrn Pesch informiert.“ - „Gehen Sie sofort runter und entschuldigen Sie sich.“ - „Ich hatte nur eine kurze Hose und ein lockeres Hemd an. Da habe ich mir den Kittel drüber geworfen und bin auf die Bühne. Das Publikum hat applaudiert und das hat der Pesch mitgekriegt. Da war die Sache aus der Welt.“ Wie schrieb dieser Hans-Hubert Pesch, der von seinem Mitarbeiter behauptete, dass man „auf dessen Filmprojektoren sein Spiegel essen konnte“, auch noch zu dessen 40-Jährigem: „Sollte Ihnen - in möglichst ferner Zukunft - mal der Gedanke kommen, Putzlappen und Werkzeug beiseite zu legen, dann wäre es eine große Beruhigung für mich, wenn Sie unserem Haus irgendwie verbunden blieben. Beschäftigung müsste ja nicht gleich wieder in Arbeit oder gar Stress ausarten, wie das in den letzten 40 Jahren gelegentlich der Fall war.“

P.S.: Als wir uns für das Gespräch für diese Geschichte verabreden, kann Oskar nur noch an einem Mittwochnachmittag, weil er am Freitag in Urlaub fliegt. Und am Donnerstag müsse er den ganzen Tag ins Kino, um alle Geräte zu prüfen. Zwei Wochen darf nichts passieren, Oskar ist auf Gran Canaria. Wenn doch etwas passiert wäre, er wäre zurückgefliegen. Jede Wette.

Ein Mann für schwere Jungs

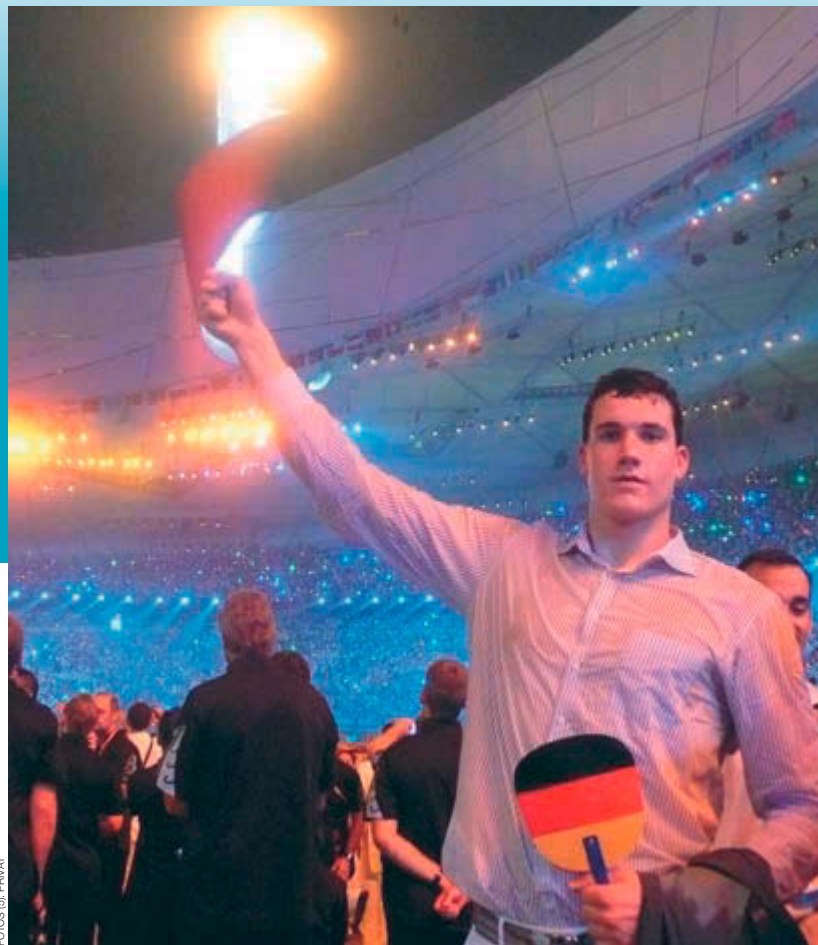
Wasserballer Julian Real war in Peking Oberhausens einziger aktiver Olympionike

VON MARTIN BERGER

Für Julian ist ein Traum „real“ geworden. Mit seinen 18 Jahren nämlich war der Sterkrader Julian Real in Peking der jüngste deutsche Wasserballer, der jemals an Olympischen Spielen teilgenommen hat. Und damit war er auch das Nesthäkchen in der Nationalmannschaft, für die er bis dahin schon 14 Mal das Käppchen mit der Nummer drei geschnürt hatte. Und er war zugleich Oberhausens einziger aktiver Olympionike bei den Sommerspielen 2008.

Bei den Europameisterschaften, die kurz vor den Olympischen Spielen im spanischen Malaga stattfanden, hatte Julian Real mit einer prima Leistung auf sich aufmerksam gemacht. Die Deutschen wurden da übrigens Sechster. Und dann ist er von Bundestrainer Hagen Stamm in den Olympia-Kader berufen worden. Die Nominierung aber war für den sympathischen Sterkrader eine echte Zitterpartie. „Nach der EM in Malaga habe ich zunächst nur an meine schlechten Aktionen gedacht, die auch dem Bundestrainer nicht entgangen sein dürften. Aber dann hat er doch noch zu mir gesagt, dass ich dabei bin“, erinnert sich Real, der damit für sein enormes Trainingspensum belohnt wurde.

„Anfangs war das nicht einfach, weil ich eben noch ziemlich jung bin. Ich habe dann einfach versucht, meine Leistung zu bringen. Die Belastungen für den eigenen Körper sind wesentlich höher, die Gegner sind größer und viel stärker als im Jugendbereich“, so beschreibt Real seinen schwierigen, aber gelungenen Einstieg in die Herren-Nationalmannschaft. Und da bekommt es Julian als Centerdecker immer mit den richtig „schweren Jungs“ zu tun. Aber mit seinen 105 Kilo und dem Gardemaß von knapp zwei Metern muss auch er sich vor keinem seiner Gegenspieler verstecken.



FOTOS (G): PRIVAT

Entzündete in Peking seine eigene olympische Flamme: Oberhausens Wasserball-Nationalspieler Julian Real

Ein Jahr vor dem Sprung in die Nationalmannschaft ist Julian Real noch mit dem Sterkrader Schwimmverein durch die Bezirksliga getingelt. Da hatte er zusätzlich für seinen Heimatverein nämlich ein Zweitstartrecht. Julian war 15 Jahre alt, als er auf Drängen seines Trainers vom Sterkrader SV zum Bundesligisten ASC Duisburg gewechselt ist. Weil die Trainingsbedingungen da einfach viel besser sind. Zwei Trainingseinheiten am Tag sind da keine Seltenheit. Eine morgens um sechs, die andere abends um sechs. Aber dann hat er auch gleich die Erfolgswelle erwischt, die ihn drei Jahre später in den so genannten Wasserwürfel von Peking spülen sollte. Mit dem Amateur Schwimm Club erreichte der Centerverteidiger kurz vor den Olympischen Spielen das Finale um die Deutsche Meisterschaft, musste sich dort allerdings den Wasserfreunden Spandau 04 geschlagen geben. Wieder „nur“ Vizemeister. „Im nächsten Jahr wollen wir endlich wieder den Titel an die Wedau holen“, so Real, der dann ne-



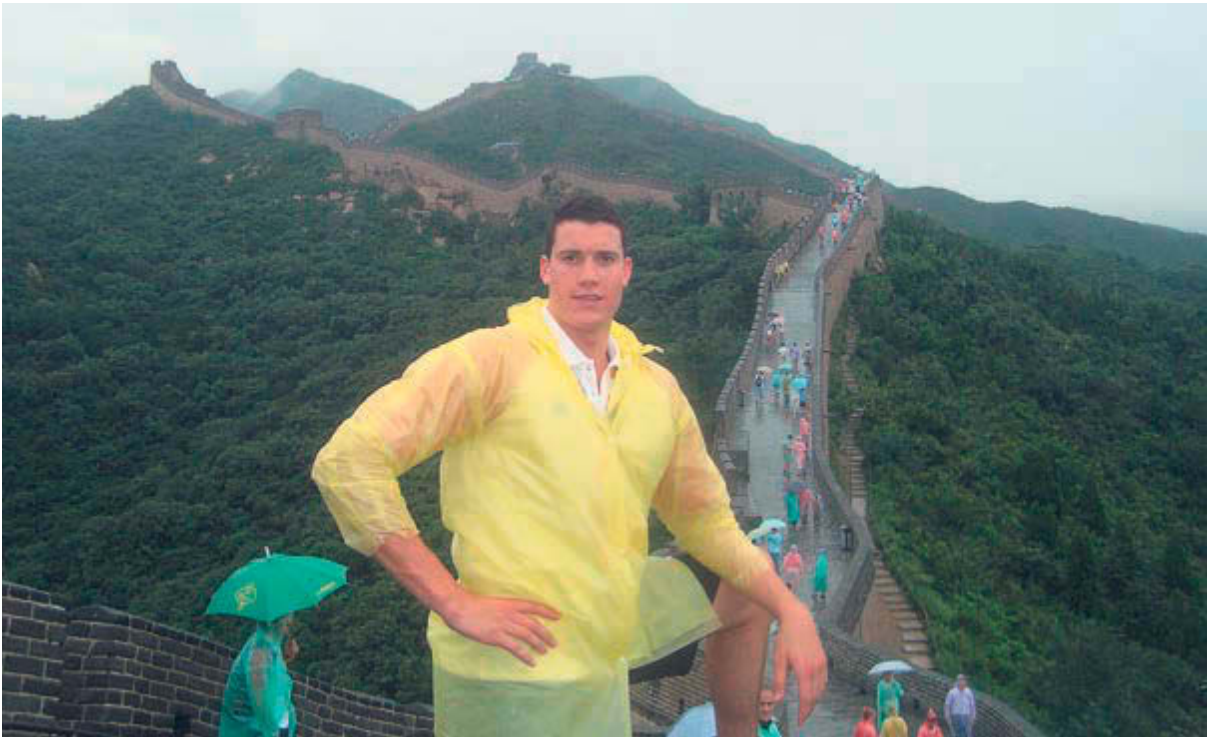
Auf Platz 10 landete die deutsche Wasserball-Nationalmannschaft mit Julian Real (obere Reihe 3. v.l.) beim olympischen Turnier

ben Nationalspieler Tobias Kreuzmann zu den Leistungsträgern im Team gehören dürfte.

Wie hat dieses Erfolgsmärchen eigentlich begonnen? Sein damaliger Trainer und Entdecker Stefan Rompf vom Sterkrader SV 27 erinnert sich: „Wir sind damals in die Schulen gegangen und haben Fördergruppen gebildet. Und da war auch so ein Achtjähriger, der Julian hieß. Dem haben wir erst einmal das Schwimmen beigebracht, der konnte bis dahin einfach noch gar nix. Aber dann habe ich schnell gemerkt, dass da ein echtes Talent heranwächst. Was ich den anderen vielleicht 50 Mal erklären musste, hat Julian meistens schon beim zweiten Mal begriffen. Und dann ging es nur noch steil nach oben“, so Rompf, der immer noch regelmäßig Kontakt zu seinem Schützling hat. „Julian ist immer



Die Gegenspieler des Oberhausener haben im Wasser oft nichts zu lachen



Die Chinesische Mauer durfte beim Besichtigungsprogramm während der Olympischen Spiele natürlich nicht fehlen

noch in unserem Verein und kommt uns regelmäßig besuchen. Und dann gehen wir auch schon mal zusammen ein Bierchen trinken“, so sein ehemaliger Trainer. „Mir war nur wichtig, dass er kein Fußballer wird. Damit ich nicht immer Trikots waschen muss“, gesteht Julians Mutter Astrid, die mächtig stolz ist auf ihren Sprössling.

Am Rande bemerkt: Wasserball ist übrigens die älteste olympische Mannschaftssportart, zumal bereits im Jahr 1900 in Paris ein Wettbewerb durchgeführt wurde. Die erste Goldmedaille fischte sich da das Team aus Großbritannien aus dem olympischen Becken. Aber erst seit 2000 spielen auch die Frauen mit den Bällen im Wasser um olympische Medaillen. Die männlichen Vertreter dieser Sportart gelten unter den Kennern der Szene als die „Wildsäue“ im olympischen Garten. Allerdings verbietet sich zunächst der reflexhafte Vergleich mit einer Horde Kegelbrüdern schon mit Blick auf die durch- und austrainierten Athletenfiguren. Wasserball ist eine fahrlässig verharmlosende Bezeichnung

für diese explosive Mixtur aus Ballspiel und Schwimmsprint auf der sichtbaren Seite, also über Wasser, sowie Ringen und Kung Fu auf der unsichtbaren Seite, also unter Wasser - fein abgestimmt mit einer Überdosis Aggressivität. Und dass die Hormonwerte dabei extrem verrückt spielen, ist jetzt übrigens auch schriftlich belegt. Aber hallo...

Zum sportlichen Geschehen in Peking: Der Start ins Turnier im Yingdong Natatorium verlief für das deutsche Team und Julian Real eher durchwachsen. Im ersten Spiel zeigten die Deutschen eine gute Leistung und hielten die Partie drei Viertel lang offen. Am Schluss gewann Serbien mit 11:7. „Mein Gegenspieler erzielte gleich mehrere Treffer. Das darf mir nicht passieren“, ärgerte sich Julian später. Im nächsten Spiel trafen die Deutschen auf ihre Gastgeber. „Das war der totale Wahnsinn. 6000 Chinesen haben jeden Fehler von uns bejubelt und richtig Stimmung gemacht. Die haben sich jahrelang doch nur auf dieses Turnier vorbereitet“, so der Sterkrader, bei dem sein Gegenspieler in diesem Match aber völlig abgemeldet war. Deutschland gewann 6:5. Nach einer 5:13-Niederlage gegen den amtierenden Weltmeister Kroatiens mussten nun die Italiener besiegt werden, um die Gruppenphase zu überstehen. In dem vielleicht besten Spiel des

Turniers gewannen die Deutschen mit 8:7. „Da haben wir endlich mal konzentriert unseren Stiefel herunter gespielt und auch die beiden italienischen Center völlig ausgeschaltet“, freute sich Real, zumal er schließlich selbst für diese Aufgabe mit verantwortlich war. Eine Medaille war damit in greifbare Nähe gerückt. Jetzt mussten eigentlich „nur“ noch die Amerikaner aus dem Weg geräumt werden. Gegen den späteren Silbermedaillen-Gewinner verlor die deutsche Auswahl allerdings mit 7:8. Der Traum vom olympischen Edelmetall endete also mit dieser unglücklichen Niederlage. „Die USA haben ein gutes Turnier gespielt und nicht umsonst den Weltmeister Kroatien geschlagen. Trotzdem hätten wir dieses Spiel gewinnen müssen, denn eigentlich sind wir die bessere Mannschaft“, findet Real.

Am Ende landete der Olympia-Fünfte von Athen auf dem zehnten Platz. Als das letzte Spiel um Platz neun gegen die Italiener mit 8:10 verloren wurde, war „Frustessen“ beim chinesischen McDonalds angesagt. Und dann wollten sie noch die deutschen Basketballer anfeuern. Weil es aber keine Karten mehr zu bekommen gab, sind die Wasserballer danach ins Hockeystadion gegangen und haben sich das entscheidende Spiel der Deutschen gegen Neuseeland angeschaut. Für Real und sein Team die beste Art, sich nach der Niederlage etwas abzulenken.

Obwohl es sportlich nicht so ganz nach Wunsch gelaufen ist, werden diese Spiele ein unvergessliches Erlebnis bleiben. „Das olympische Dorf war schon ziemlich genial. Wir haben da auch Michael Phelps, Yao Ming und die amerikanischen Basketballer gesehen. Eigentlich habe ich da alle

berühmten Sportlerinnen und Sportler aus aller Welt irgendwann einmal kurz getroffen. Das war wirklich eine ganz lockere Atmosphäre“, so der Schüler des Sophie-Scholl-Berufskollegs in Duisburg, der sich bereits bei der Eröffnungsfeier selbst einen großen Wunsch erfüllen konnte. „Dem No-

witzki würde ich gerne mal begegnen“, hatte er vorher noch gesagt. Und dann standen sie da: Arm in Arm, bei tropischen Temperaturen, beide in durchgeschwitzten und klatschnassen Klamotten. Wie zwei Teamkollegen eben, die sich schon jahrelang kennen „Die Eröffnungsfeier war wirklich gigantisch. Das war für mich das Highlight bei diesen Olympischen Spielen“, so Real, der jetzt aber erst einmal ein ganz anderes Ziel vor Augen hat: Im Jahr 2009 will er an seinem Abitur basteln. Obwohl sich bis zu den Prüfungsklausuren ziemlich viele (entschuldigte) Fehlstunden angesammelt haben dürften, ist sich Real ziemlich sicher, dass er es packen wird.

„Kann schon sein, dass die Schule unter den Spielen und der ganzen Vorbereitung etwas zu kurz kommt. Aber so eine Chance gibt es nicht oft im Leben“, sagte Julians Vater Ulrich (selbst übrigens Leh-

rer), kurz bevor sein Sohn ins „Reich der Mitte“ gedüst ist. Nach der Schule jedenfalls ruft erst einmal die Bundeswehr. Für zwei Jahre wird er dann bei der Sport-Förderkompanie weiter an seiner sportlichen Karriere arbeiten. Denn nach den Spielen ist bekanntlich vor den Spielen. Und im Jahr 2012 soll dann in London der Sprung aufs olympische Treppchen geschafft werden. Aber vorher will er noch mit dem ASC Duisburg den deutschen Meistertitel an die Wedau holen. Vielleicht schon im Jahr 2009 - denn dann wird sein Verein 100 Jahre alt.



Zwei Sportgrößen unter sich: Basketball-Star Dirk Nowitzki (l.) und Julian Real während der Eröffnungsfeier

AUSSTELLUNG

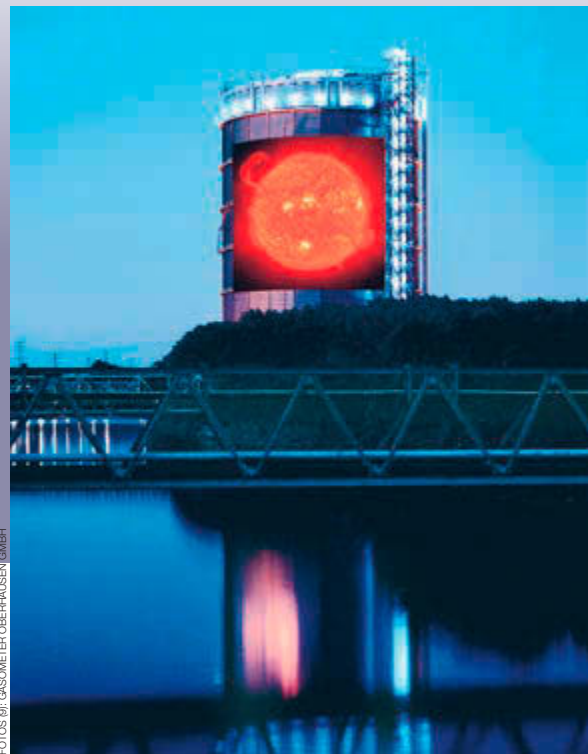
Jetzt kommt der Blick in den Weltraum

*„Sternstunden“ folgen
im Gasometer auf
„Das Auge des Himmels“*

VON HELMUT KAWOHL

Das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) hat den Gasometer Oberhausen als Ausstellungsort entdeckt: Nachdem bis Anfang November 375.000 Besucher in knapp zwei Jahren in der Ausstellung „Das Auge des Himmels“ einen Blick auf die Schönheiten der Erde aus der Astronauten-Perspektive kennen lernen konnten, geht es ab dem 3. April 2009 in die umgekehrte (Blick)Richtung. „Sternstunden - Wunder des Sonnensystems“ heißt dann bis zum 31. März 2010 die neue Ausstellung in dem 117 Meter hohen Oberhausener Wahrzeichen. Sie wird ihre Besucher mit auf eine Reise in den Kosmos nehmen. Spektakuläre Nachbildungen des Planetensystems, faszinierende Aufnahmen fremder Welten, kostbare historische Instrumente sowie die modernste Technologie der Weltraumforschung werden anschaulich das Drama von Geburt und Entwicklung des Sonnensystems vor Augen führen. Spannung ist garantiert, denn seit Jahrtausenden betrachten die Menschen das Himmelsgewölbe, um zu erfahren, wie die Bewegung der Sterne mit ihrem Schicksal verbunden ist. Kunst, Kultur und Wissenschaft wurden untrennbar von dieser Faszination geprägt.

Die Ausstellung „Sternstunden - Wunder des Sonnensystems“ wird von der Gasometer Oberhausen GmbH erneut in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) realisiert. Prof. Dr. Johann-Dietrich Wörner, Vorstandsvorsitzender des DLR, schwärmte Anfang September im Gasometer: „Bereits die Ausstellung ‚Das Auge des Himmels‘ hat gezeigt, welche Faszination die Raumfahrtforschung und ihre Ergebnisse auslösen können. Der damit verbundene Erfolg für die Gasometer GmbH und die DLR war Grund genug, über eine weitere Raumfahrtpräsentation nachzudenken. Mit ‚Sternstunden‘ werfen wir den



FOTOS ©: GASOMETER OBERHAUSEN GMBH

Die neue Gasometer-Ausstellung nimmt die Besucher ab April 2009 mit auf eine Reise in den Kosmos

Blick nach draußen, in unser Sonnensystem und darüber hinaus. Ein Blick, der die Menschheit seit ihren Anfängen in ihrer Entwicklung beeinflusst hat. Die Ausstellung wird uns gleichzeitig vor Augen führen, wie Forschergeist und moderne Technologie - nicht zuletzt aus Deutschland - unsere Erkenntnis und unser Weltbild maßgeblich erweitert haben.“

„Sternstunden - Wunder des Sonnensystems“ wird einzigartige Leihgaben bedeutender internationaler Raumfahrtunternehmen sowie Museen der Technik, Kulturgeschichte und Kunst präsentieren. Kuratoren der Ausstellung sind wie bei „Das Auge des Himmels“ Prof. Peter Pachnicke und Wolfgang Volz. Im Bereich unterhalb der Gasdruckscheibe wird es eine raumgreifende Inszenierung geben: Die Sonne und ihre Planeten werden dort wie auf einer Scheibe in einem 68 Meter weiten Raum schweben - dem Durchmesser des Gasometers. Großformatige Bilder, entstanden auf den neuesten amerikanischen und europäischen Weltraummissionen, zeigen das Sonnensystem, seine Entwicklung und seine wunderbare Vielfalt.

Oben auf der Gasdruckscheibe werden die Besucher kultische Relikte, historische Fernrohre, Messgeräte, Himmelskarten und alte Globen finden - und gleich daneben die mo-



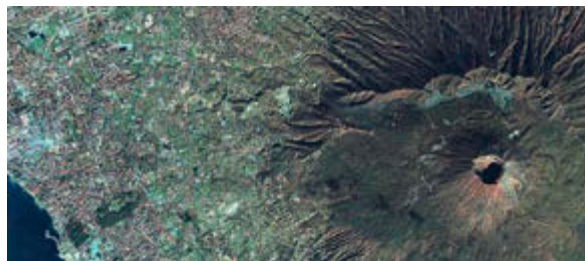
Im Rahmen der neuen Ausstellung „Sternstunden“ wird ab April 2009 in der Manege des Gasometers der mit 25 Metern Durchmesser größte Mond auf Erden gezeigt

dernsten Geräte der Weltraumerforschung. Hier wird deutlich, wie die Erkenntnisse über das kosmische Geschehen immer dann voran schritten, wenn neue Beobachtungstechniken den Blick in die Tiefe des Makro- und Mikrokosmos revolutionierten. Anhand der Exponate soll sich außerdem zeigen, wie sich die Vorstellungen über die Entstehung und Entwicklung des Sonnensystems von den Mythen der Naturvölker bis zum wissenschaftlichen Zeitalter veränderten.

Ein einzigartiges Raumerlebnis wird im Rahmen der neuen Ausstellung schließlich die Manege bieten: Als riesige Skulptur wird hier der mit 25 Metern Durchmesser größte Mond auf Erden gezeigt. Die Inszenierung von Wolfgang Volz durchlebt, untermalt von sanften Tönen, alle Mondphasen von Neumond zu Vollmond.

Jeanette Schmitz, Geschäftsführerin der Gasometer Oberhausen GmbH, ist voller Vorfreude: „Mit der neuen Ausstellung öffnen wir sinnbildlich das Dach des Gasometers für einen faszinierenden Blick in unser Sonnensystem. ‚Sternstunden‘ kehrt die Blickrichtung der aktuellen Ausstellung ‚Das Auge des Himmels‘ um: Statt vom Weltall auf die Erde schauen wir von der Erde in den Weltraum. Die 375.000 Besucher der Ausstellung ‚Das Auge des Himmels‘ waren für diese erneute Kooperation mit dem DLR ein großartiger Ausgangspunkt.“ Und auch Oberhausens Oberbürgermeister Klaus Wehling ist vom Erfolg der nächsten Gasometer-Ausstellung überzeugt: „Der Weltraum übt in seiner Tiefe, seiner Weite, seiner Schönheit und seiner Unerforschtheit eine besondere Faszination auf uns Menschen aus. Der Ort für die Ausstellung, die bis ins Kulturhauptstadt-Jahr 2010 reicht, ist gut gewählt, denn der Gasometer ist ein in jeder Beziehung herausragender Ort in der Kulturlandschaft unserer Region.“

Eindrucksvollste Fernaufnahmen der Erde, die in dieser Form und Größe zuvor noch nie gezeigt wurden, waren von März 2007 bis Anfang November 2008 im Gasometer zu sehen: 58 faszinierende Satellitenbilder der Erde in Formaten bis zu 2,70 x 1,30 Meter, die für rein wissenschaftliche Zwecke aufgenommen wurden und die doch von überwältigender Schönheit waren. Spiegel online brachte es auf den Punkt: Wissenschaft kann auch gut aussehen.“ Sinnbildlich aus der „Perspektive Gottes“ wurde die Erde in ihrer einzigartigen und faszinierenden Gestalt präsentiert: die gewaltigen Gebirge und Wüsten, die großen Ströme und Ozeane, die vom Menschen unberührte und die von ihm veränderte Natur mit ihren heiligen Orten und den Industriemetropolen. Für die Ausstellung, die ursprünglich nur bis De-



Einen Blick auf die Schönheiten der Erde aus der Astronauten-Perspektive warf die Ausstellung „Das Auge des Himmels“



Großformatige Satellitenbilder der Erde lockten 375.000 Besucher in den Gasometer

zember 2007 gehen sollte, dann aber aufgrund des großen Erfolges um ein Jahr verlängert wurde, wurden die Satellitendaten nach ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt und die Bilder dann, in Themenbereiche unterteilt, harmonisch in die Atmosphäre des Gasometers eingefügt.

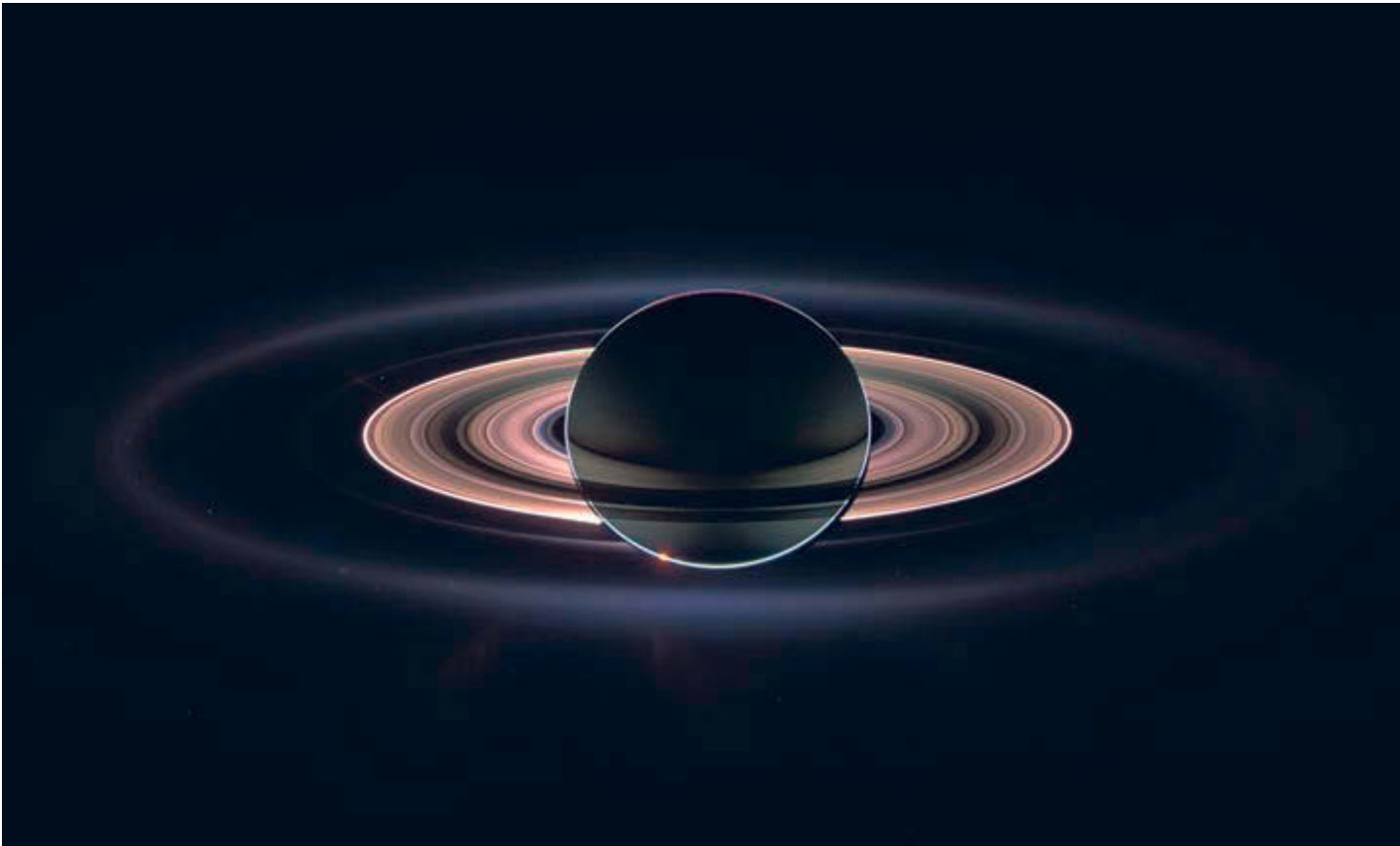
Da gab es den Mauna Kea auf Hawaii zu erkennen, der, seinen gewaltigen submarinen Sockel mitgerechnet, vom Fuß bis zum Gipfel eine Höhe von etwa 9700 Metern erreicht und damit der höchste Berg der Erde ist, die Gipfelkette der Antarktis, das Nil- und das Mississippi-Delta, den heiligen Vulkan Fujisan in Japan, die Pilgerstadt Mekka, Kairo und die Pyramiden von Gizeh im Wüstensand, oder ein UNESCO-Weltkulturerbe: die Altstadt von Jerusalem. Zur intensiven Betrachtung animierten auch die Aufnahmen großer Städte dieser Welt: Istanbul - die Metropole auf zwei Kontinenten, Paris - die Stadt der breiten Boulevards, Rom - die heilige Stadt des Christentums, aber auch Kapstadt und New York - aufgenommen aus über 700 Kilometern Höhe.

Neben den Erdansichten stellte das DLR auch verschiedene, maßstabsgetreue Satellitenmodelle aus wie Envisat, den größten Umweltsatelliten, der in erster Linie der Über-

wachung von Atmosphäre und Klima aber auch von Ozeanen und Küsten sowie der Landoberfläche dient. Auch ein Modell von TerraSAR-X, der als erster deutscher Erdbeobachtungssatellit die Rolle der Bundesrepublik als einer der wichtigsten Partner in der internationalen Erdbeobachtung demonstriert, war aus der Nähe zu betrachten. Eine Oberstufe der Trägerrakete Ariane in Originalgröße sowie ein Modell der kompletten Rakete, mit der die Satelliten ihren Weg in den Orbit finden, komplettierten die Ausstellung.



Die Sonde Venus Express auf Mission im Weltall



Das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt, das für die Planung und Umsetzung der deutschen Raumfahrtaktivitäten zuständig ist, verfügt in seinem Archiv über 40 Millionen Bilder aus dem permanenten Datenfluss der vielen verschiedenen Satelliten. Darunter sind immer wieder mitunter auch bizarre Bilder der Erde. Die von den Satelliten gelieferten Erdbeobachtungsdaten dienen zur Untersuchung der Atmosphäre, der Land- und der Ozeanoberflächen. Genutzt wird die Fernerkundung zum Beispiel auch bei der Katastrophenhilfe, Satelliten können mittlerweile lokale Waldbrände melden.

In einigen unzulänglichen Gebieten der Erde ist die Fernerkundung zudem die einzige praktikable Möglichkeit, überhaupt Landkarten zu erstellen. Satellitendaten liefern heute zudem einen wichtigen Beitrag zur Klimaforschung bei der Messung der Temperatur, der Kohlendioxidkonzentration, der Konzentration von Feinstaubpartikeln, der Abholzung des Regenwaldes und des Strahlungsverhältnisses der Erdoberfläche.

*Eine Sternstunde der neuen Ausstellung:
Der Saturn mit seinen Ringen im Gegenlicht*

„Wir sind vom Erfolg der Ausstellung überwältigt“, zog Gasmeter-Geschäftsführerin Jeanette Schmitz eine überaus positive Bilanz: „Offenbar gab es ein großes Bedürfnis, die Schönheit, aber auch die Zerbrechlichkeit unseres Planeten mit den eigenen Augen zu sehen.“ Die meisten Besucher beschrieben die Ausstellung in einer Befragung als „anregend interessant“ und „ergreifend faszinierend“, knapp die Hälfte nannte sie „informativ“.

Begleitet wurde die Schau von einer Veranstaltungsreihe, in deren Rahmen bedeutende Astronauten, Naturwissenschaftler, Publizisten und Schriftsteller über Erfahrungen, Befürchtungen und Visionen im Umgang des Menschen mit seinem kostbarsten und zerbrechlichsten Gut - dem Planeten Erde - sprachen.

Zu neuen Ufern

***Die beiden großen Konfessionen
im Umbruch: Neue Gemeinde-
strukturen und neue
Repräsentanten an der Spitze***

VON MARTINA NATTERMANN

Das Schiff, das sich Gemeinde nennt, das der beiden großen Konfessionen, hat in Oberhausen rund 154.000 Passagiere: gut 93.000 katholische und gut 61.000 protestantische. Und alle haben sie in den zurückliegenden Jahren keine entspannte Kreuzfahrt erleben dürfen, sondern hatten oft genug mit schwerer See zu kämpfen: Kirchengesamtsstrukturen und der damit verbundene drastische Rückgang an Kirchensteuermitteln, dazu noch rückläufige Geburtenraten - all das hat dazu geführt, dass der Kurs deutlich korrigiert werden musste, Sparkurs eingeschlagen werden musste. Bei den Katholiken gab's die rigorose Strukturreform, die das Bistum Essen, das seit seiner Gründung 1958 rund ein Drittel seiner Mitglieder verloren hat, „verordnet“ hat, bei den Protestanten einen langen Prozess des Sich-Zusammenfindens der Gemeinden selbst. Hier wie da gibt's jetzt neue Ge-

*Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, fährt durch das Meer der Zeit.
Das Ziel, das ihm die Richtung weist, heißt Gottes Ewigkeit.
Das Schiff, es fährt von Sturm bedroht durch Angst, Not und Gefahr,
Verzweiflung, Hoffnung, Kampf und Sieg, so fährt es Jahr um Jahr.
Und immer wieder fragt man sich: Wird denn das Schiff bestehen?
Erreicht es wohl das große Ziel? Wird es nicht untergehen?
(Martin Gotthard Schneider, 1963)*

meindestrukturen - und einen Wechsel der obersten Repräsentanten. Auf zu neuen Ufern.

Bei den Katholiken kam der Einschnitt im Jahr 2004: „Aus heiterem Himmel hieß es: Jetzt wird alles umstrukturiert.



FOTOS: OZZIAN (2), MICHELS (1), EMIG (1), WALLHORN (1)

Nach elf Jahren als Superintendent des Kirchenkreises nahm Dieter Hofmann auch Abschied von „seiner“ Gemeinde Alstaden und wechselt als Pfarrer nach Schermbeck

riert. Vieles, was in den Jahren aufgebaut wurde, muss wieder zurückgebaut werden - Träume, Menschen, Stellen. Das war unendlich schwer. Das war für mich wie Ground Zero“, erinnert sich Prälat Emil Breithecker, der von April 1983 bis Mitte Oktober 2008 Stadtdechant war, an schwere Stunden, Wochen und Monate. Besonders schwer sei es gewesen, in Gegenwart des Bischofs zu verlesen, dass die bisherigen Pfarren aufgehoben werden: „Aber es war meine Aufgabe, diesen schmerzlichen Abschied mitzutragen“, sagt der 70-Jährige. Es war ein Abschied von vielem: von der Eigenständigkeit der 25 Pfarrgemeinden, die in nur noch vier Pfarreien zusammengefasst wurden, von Kirchengebäuden, die



Beide in friedensbewegten Zeiten großgeworden: der neue Superintendent Joachim Deterding (l.) mit dem ebenfalls neu gewählten Synodalassessor Harald Wilhelm

nicht mehr bezuschusst wurden, von Einrichtungen wie dem Katholischen Jugendamt, einigen Kindergärten oder der katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatung - und nicht zuletzt von Menschen, für die kein Platz mehr im Kirchendienst war.

Inzwischen ist ein bisschen Ruhe eingeekehrt - die vier Pfarreien Herz Jesu Oberhausen, St. Marien, St. Pankratius (alle jeweils gut 19.000 Katholiken) und St. Clemens (gut 38.000 Katholiken) sind neu aufgestellt, von den „ausgemusterten“ Kirchen fiel mit der St. Hildegard-Kirche in Alstaden nur eine der Abrissbirne zum Opfer. Für andere haben sich Nutzungsmöglichkeiten gefunden, die mitunter über die Stadtgrenzen hinaus Beachtung gefunden haben - wie etwa die von Kirchbaumeister Schwarz gestaltete Kirche „Heilige Familie“ an der Buschhausener Straße, die jetzt als „Tafelkirche“ Bedürftige zu Tisch bittet, oder St. Jakobus in Osterfeld, die als „Sozialkirche“ Anlaufstelle für viele Menschen im Stadtviertel ist und Raum für Integrations- und Bildungsarbeit bietet. Oder auch St. Pius in Sterkrade, wo ein nach-

barschaftliches Wohn- und Begegnungsprojekt für alle Generationen entstehen soll. Die Kindertagesstätten sind in eine neue Organisationsform überführt worden und in den Pfarreien beginnen sich die neuen Strukturen zu festigen. So konnte der päpstliche Ehrenkaplan Breithecker denn auch zum Ende seiner Amtszeit wieder deutlicher die positiven Momente und „Landmarken“ seiner Ägide wertschätzen - die weithin beachtete Jugendkirche Tabgha etwa oder das Ökumenische Kirchenzentrum Neue Mitte - und „mit innerer Zufriedenheit“ aus dem Amt als Stadtdechant scheiden: „Wir haben alles dafür getan, dass mein Nachfolger arbeitsfähige Strukturen vorfindet.“

Sein Nachfolger, Dr. Michael Dörnermann, trat im Oktober in „große Fußstapfen“: „Emil Breithecker hat der Katholischen Kirche in Oberhausen ein starkes menschliches Gesicht gegeben

Von Oberbürgermeister Klaus Wehling mit dem Ehrenring der Stadt ausgezeichnet: der scheidende Stadtdechant Prälat Emil Breithecker





Mit erst 39 Jahren ist Dr. Michael Dörnemann (l.) der bisher jüngste Stadtdechant Oberhausens; sein Vorgänger Prälat Emil Breithecker (r.) und Weihbischof Franz Vorrath gratulieren zur Wahl

- das würde ich gerne fortführen“, setzt der Pfarrer von Herz Jesu, der mit erst 39 Jahren Oberhausens bisher jüngster Stadtdechant ist, auf Kontinuität. Dass er in seinem jugendlichen Alter nicht als der väterliche Ratgeber erscheint, den viele vom „Oberhirten“ erwarten, sieht er nicht als Beschwernis, sondern sogar als Chance: „Das Auftreten eines 39-Jährigen zeigt doch: Es gibt auch die jüngere Kirche.“ Das möchte er auch als Signal aussenden: „Viele sagen doch: Kirche - das ist die Kirche der alten Leute. Aber Kirche ist für alle. Und hier in Oberhausen ist ganz viel möglich. Mit dieser Stadt und ihren Menschen ist viel los. Und wir als Kirche müssen mithelfen, dass Oberhausen diese lebendige Stadt bleibt.“

Als Stadtdechant möchte Dr. Michael Dörnemann einerseits die „Stimme der Katholiken in Oberhausen“ sein, andererseits „die Stimme Oberhausens im Bistum zu Gehör bringen“: „Wir müssen uns zu allen politischen und gesellschaftlich relevanten Dingen zu Wort melden. Wir haben da was in die Waagschale zu werfen.“ Mit diesem Ansatz liegt der neue Stadtdechant ganz auf der Linie seines evangelischen

Amtskollegen, dem im August ins Amt eingeführten Superintendenten Joachim Deterding. Der Name ist in Oberhausen nicht unbekannt: Schon sein Vater - Walter Deterding - war von 1977 bis 1988 als Superintendent oberster Repräsentant der Evangelischen Kirche in Oberhausen.

Aber auch hier erst mal ein kurzer Blick zurück: In der Evangelischen Kirche Oberhausens hatte die Finanz- und Strukturdebatte schon seit 1998 fortlaufend die Gremien in Kirchenkreis und Gemeinden bewegt: Im Jahr 2007 haben die vielen intensiven Gespräche zwischen den Gemeinden zu grundlegenden Änderungen geführt: Die Gemeinden Alstaden, Buschhausen und die Liricher Paulus-Kirchengemeinde fusionierten zur Emmaus-Kirchengemeinde (mit insgesamt 13.254 Gläubigen), die Gemeinden Königshardt und Schmachtdorf zur Gemeinde Königshardt-Schmachtdorf (9424 Gläubige). Auch die Gemeinden Holten und Sterkrade sind in intensiven Gesprächen und wollen sich voraussichtlich 2010 zusammen tun. „Ich denke, wir haben uns mindestens zwei bis drei Jahre Luft verschafft“, prognostizierte der ehemalige Superintendent Dieter Hofmann am Ende seiner Amtszeit. Am 1. Juni 2008 stellte er nach elf Jahren an der Spitze des Kirchenkreises sein Amt zur Verfügung und wechselte als Pfarrer nach Wesel-Schermbeck:



Nikolaus Schneider (r.), Präses der Evangelischen Landeskirche, führte den neuen Superintendenten Joachim Deterding in sein Amt ein

*Vertraut den neuen Wegen,
auf die der Herr uns weist,
weil Leben heißt: sich regen,
weil Leben wandern heißt.*

Mit den Anfangszeilen eines beliebten Kirchenliedes nahm Hofmann im Gemeindebrief nach 20 Jahren Abschied von „seiner“ Gemeinde Alstaden, nach elf Jahren als Superintendent des Kirchenkreises. Sich wieder ganz auf Gemeindarbeit konzentrieren zu können, mit 50 Jahren noch einmal Neues zu beginnen, das hatte ihn gereizt. Und jetzt, da die Kinder erwachsen sind, war der Zeitpunkt der richtige. Seine Verbindung zu Oberhausen wird bestehen bleiben - schon durch seine regelmäßigen Treffen mit Joachim Deterding, seinem Nachfolger und Freund, mit dem ihn unter anderem die Leidenschaft zur Rockmusik verbindet - zusammen sind sie die Band „Two in One“.

Und wenn Deterding jetzt sagt: „Die letzten Jahre waren fast nur von der Finanzdiskussion geprägt. Aber wir sind jetzt an einem Punkt angelangt, an dem wir rauskommen müssen aus der Beschäftigung mit den eigenen Strukturen“, dann ist das keineswegs als Kritik an seinem Vorgänger im Amt, Dieter Hofmann, gemeint: Schließlich hat er die Be-

schäftigung mit den Strukturen der Gemeinden und des Kirchenkreises selbst hautnah begleitet - als Kreissynodalassessor und damit Stellvertreter von Dieter Hofmann. „An dieser Diskussion führte kein Weg vorbei, aber jetzt müssen wir als Kirchenkreis wieder mehr nach draußen treten, Flagge zeigen. Und das durchaus auch gesellschaftspolitisch“, sagt der 42-Jährige, der durch die Zeit der Friedensbewegung geprägt ist.

Wenn man sich etwa die ausufernden Managergehälter einerseits und die wachsende Familienarmut andererseits ansehe, seien Fehlentwicklungen unübersehbar: „Wir müssen solche Sachen aussprechen, unser Wächteramt wahrnehmen“, sagt der dreifache Familienvater, der in zweiter Ehe mit Pfarrerin Irene Diller verheiratet ist. „Wir sind ein Spiegelbild der Gesellschaft, aber wir müssen gleichzeitig einen Gegen-

entwurf anbieten - die Idee davon wach halten, dass es noch etwas anderes als Konsum gibt.“ Wie sein Vorgänger Hofmann, der viel Zeit und Herzblut in die Lokale Agenda und das Bündnis für Demokratie, Toleranz und Fremdenfreundlichkeit investiert hatte, will auch Deterding der Kirche gesellschaftspolitisch wieder mehr Gehör verschaffen - im Oktober übernahm er in der Stadt gleich die Funktion als Sprecher des Runden Tisches.

Ihm zur Seite steht mit dem ebenfalls neu gewählten Synodalassessor Harald Wilhelm (42) jemand, der ebenso wie Deterding in friedensbewegten Zeiten großgeworden ist. Der Pfarrer der Christus-Kirchengemeinde wird ihn die nächsten vier Jahre unterstützen und entlasten. In der Linie sind sich die beiden, die sich schon seit Studienzeiten kennen, einig: „Zu den großen gesellschaftlichen Themen haben wir als Kirche eine Menge mit einzubringen. Unsere Verantwortung und unser Wächteramt müssen wir wahrnehmen.“

Gemeinsam will man auch den Weg der Ökumene weiter beschreiten, sich mit den katholischen Christen rege austauschen: „95 Prozent unserer Botschaft sind gleich, das soll im Vordergrund stehen.“ Die Botschaft, die ist schon mehr als 2000 Jahre alt - und hat schon unruhigere Fahrwasser erlebt als das Oberhausener Schiff, das sich Gemeinde nennt.

Wachstumsschub

**100 Millionen Euro investiert:
Das Centro erweitert sich um
30 000 Quadratmeter und 700
Arbeitsplätze - Hauptankermieter
ist Peek & Cloppenburg**

VON MARC OLIVER HÄNIG

Eine eigene Abfahrt hat die Neue Mitte ja schon lange, eigentlich aber bräuchte das beliebte Ausflugsziel mit seinen sämtlichen Attraktionen auch ein eigenes Ortsschild. Denn das Centro allein, das viele Alt-Oberhausener ja immer noch als „Sonderzone“ betrachten, ist mittlerweile fast ein eigener Stadtteil - Tendenz weiterhin aufstrebend. Benutzt man das Bild der grünen Wiese, auf dem sich die Branche der Thyssenschen Stahlschmiede vor nun gut zwölf Jahren zu Europas größtem Einkaufs- und Freizeitzentrum strukturgewandelt hat, müsste man also sagen: wächst und gedeiht. Das ist nicht nur lyrisch zutreffend, sondern vor allem volkswirtschaftlich. Der Standort soll gleich zu Beginn des neuen Jahres um ein Drittel erweitert werden, noch konkreter: um 30 000 Quadratmeter und 700 Arbeitsplätze.

Eine üppigere Gabe als diese 100 Millionen-Investition in die Zukunft hätte sich Oberbürgermeister Klaus Wehling an jenem 30. Mai, zufällig sein 61. Wiegenfest, kaum auf den Wunschzettel schreiben können, als das Management des Einkaufsriesen die geplante Vergrößerung verkündete. „Als Präsent eine tolle Sache“, freute sich der erste Mann der Stadt, deren Wohlergehen er freilich über das eigene stellt, weswegen Wehling rasch hinterher schob, dass „uns dieses Privat-Projekt sehr weiterhilft“ - nicht zuletzt hinsichtlich der aktuellen Arbeitslosenzahlen. „Wir als Kommune haben doch einen Bewegungsspielraum von null“, so Wehling. Deswegen sind solche Perspektiven für eine Kommune unter Nothaushalt wohl auch etwas mehr als ein Geburtstagsgeschenk. Es ist ein Lottogewinn für Oberhausen.

Arena, Metronom, Gasometer, Freizeitpark, Aquarium, Modellbahnwelt, Familienbad, Kindermuseum und Welcome Center, es kamen und kommen schon touristische High-



FOTOS (GRIFFEN: THÖNE (1), CENTRO (2))

Bis Herbst 2010 entsteht am Centro über drei Etagen die größte P & C-Filiale in einem Einkaufszentrum in Deutschland

lights in die Neue Mitte, die den Freizeitwert ebenso stetig anschwellen lassen wie den Neid der Anrainergemeinden. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, dass die XXL-Mall an sich schon eine Magnetwirkung entfaltet, die immer mehr Mitglieder unserer Konsumgesellschaft magisch anzieht und einfaches Einkaufen in erlebnisorientiertes Shoppen verwandelt. Und dass Shoppen das beste Frustschutzmittel überhaupt ist, wissen wir spätestens seit „Sex and the City“. Opium für das Volk, das kennen auch die Nachbarn aus den Niederlanden; man denke nur an die Omnibuskarawanen mit den gelben Nummernschildern allein in der Weihnachtszeit. Insgesamt 23 Mio. Besucher wurden bislang gezählt - Jahr für Jahr; eine Zahl, die im Zuge des Ausbaus noch einmal um 15 bis 20 Prozent erhöht werden wird, prognostiziert Centro-Geschäftsführer Frank Pöstges.

Schöne neue Einkaufswelt, das, wenn das kleinste Maß der Kaffeekette „tall“ genannt wird, laut Wörterbuch „groß“ - und die Anführungszeichen sind dabei durchaus beabsichtigt. Shop till you drop! So kippt auch die Omma beim Chai Latte wohl hinten über: „Wat, acht Mark für'n Pappbecher?!“

Es ist schließlich kein Nullsummenspiel: Zu den 70 000 Quadratmeter bestehenden kommen 30 000 Bruttogeschoss



***Mit Peek & Cloppenburg ein neuer Hauptanker-
mieter und weitere 1500 kostenlose Parkplätze***

hinzu, davon 23 000 als Nettoverkaufsfläche - „um noch mehr Kunden Rechnung zu tragen“. Noch mehr Kunden bedeuten aber auch noch mehr Autos. Kein Problem. Zehn Prozent des veranschlagten Gesamtvolumens allein für verkehrsverbessernde Maßnahmen: zur bequemeren An- und Abreise im Ringstraßennetz, durch Leitsysteme und zu den Autobahnen; besonders natürlich für noch mehr (kostenlose) Parkplätze: 14 000 statt bisher 12 500. Dass die Familie Healey als ständiger Investor den Entschluss zur Expansion unterstützt, sei auch als „klares Bekenntnis zum Standort“ zu deuten, so Pöstges. „Überhaupt wollen wir damit einen positiven wirtschaftlichen Impuls in die Region senden.“

Das geht nur mit Superlativen. Wenn bis zur geplanten Fertigstellung im Herbst 2010 dann Peek & Cloppenburg als Hauptankermieter einzieht, wird das Düsseldorfer Modeunternehmen (während dessen 1a-Immobilie im alten Zentrum seit Jahren leersteht) mit 7500 Quadratmetern über drei Etagen die größte P & C-Filiale in einem Einkaufszentrum in Deutschland aufweisen. „Um unsere Mode- und Lifestylekompetenz auszubauen“, erklärt Pöstges. Dazu soll, damit der geneigte Leser sich auch eine bauliche Vorstellung machen kann, der südliche Eingang zwischen den Parkhäusern

fünf und sechs auf drei Etagen nach vorne gezogen werden. Kidz World und Sportarena, die dort bislang beheimatet sind, werden zur Galeria Kaufhof umgelagert, die ebenfalls im Begriff ist, bis Anfang 2009 um 3700 Quadratmeter geräumiger zu werden. Merke: „Der Trend geht zu großzügigen Warenpräsentationen.“

Beeinträchtigungen durch die Arbeiten darf es nicht geben, verspricht das Management. „Man merkt kaum etwas.“ Auch danach nicht: „Es wird keinen Stilbruch geben, sondern vielmehr so aussehen, als wäre alles immer schon dagewesen.“ Dagewesen sind bis dato 4000 Beschäftigte in Einzelhandel und Gastronomie sowie 200 Läden. Dazu kommen 25 weitere Einheiten („Es sind noch nicht alle vermietet, aber die Verhandlungen laufen und das Interesse ist groß“). Zum Vergleich: Der Bochumer Ruhr-Park hat 126 000 Quadratmeter Mietfläche, das Rhein-Ruhr-Zentrum rund 100 000 Quadratmeter Verkaufsraum. Im reinen Shoppingsektor liegen sie damit noch vorn. Womit wir bei der lieben Konkurrenz sind. Konkurrenz? Nicht doch, winkt Frank Pöstges ab. Dass man sich zweieinhalb Jahre Zeit gelassen habe, dem Plan den Kran folgen zu lassen, habe nicht etwa damit zu tun, dass Karstadt am Limbecker Platz in Essen und das Forum in Duisburg in den harten Kampf um die Kaufkraft einstiegen. Der CentrO-Geschäftsführer spricht von „sportlicher Koexistenz“. In Essen beispielsweise posi-

***Die Galeria Kaufhof wird bereits bis Anfang
2009 um 3700 Quadratmeter geräumiger***





Die Besucherzahl des CentrO soll sich im Zuge des Ausbaus noch einmal um bis zu 20 Prozent erhöhen

tioniere man sich doch eher als City-Center zur Innenstadt hin, „wir bedienen dagegen die ganze Region“. So habe die Marktforschung, die man dann doch vorsichtshalber bemüht hat, ergeben, dass die Besucher aus Essen seit der Eröffnung trotz Neugierigkeits-Faktor um „weniger als ein Prozent“ ausgeblieben seien. „Ich glaube an den Wettbewerb“, so Pöstges, „und es ist ein sehr, sehr gesunder Wettbewerb der Handelsflächen“. Aber es sei eben „auch ein Verdrängungswettbewerb“ - und verdrängt würden am Ende wohl eher die traditionellen Handelsflächen, „wenn dort keine zukunftsweisenden Konzepte entwickelt werden“. Schöner Gruß an Hertie, Wehmeyer und Sinn-Leffers.

Überhaupt kann man beim CentrO nicht in die Zukunft blicken, ohne auch in die Vergangenheit zu schauen. Ein wahrer Wirtschaftskrimi könnte daraus schließlich verfilmt werden. Hauptdarsteller: Der damalige Noch-Oberbürgermeister Burkhard Drescher hatte im September 2004 - sein letzter Coup - im Rat binnen Minuten die notwendigen Beschlüsse zur Erweiterung durchgepeitscht. Währenddessen stand der Regierungsvizepräsident vor verschlossenen Türen, was Drescher Schmach und Schelte einbrachte. „Wie ein Elefant im Porzellanladen“ habe er sich benommen,

musste er sich sogar von den eigenen Parteigenossen attestieren lassen. Drescher hatte stets betont, es sei nicht seine Absicht gewesen, jemanden bloßzustellen. „Doch es bleibt eine grundsätzliche Frage der kommunalen Selbstverwaltung“, verurteilt er den Vorstoß aus Düsseldorf, der für ihn den klaren Versuch darstellt, „die Stadt zu gängeln“.

Eine Affäre mit Folgen. „Die Stadt Oberhausen scheint nicht viele Freunde zu haben“, meinte süffisant der Vorsitzende des zehnten Senats, Dr. Bernd Schulte, im Juni 2005 beim Marathonprozess vor dem Oberverwaltungsgericht Münster. Im Sitzungssaal eins, der besser besucht als belüftet war, stapelten sich seinerzeit die Aktentaschen der Advokaten.

Immerhin hatten sich beinahe sämtliche Nachbarstädte zur kollektiven Klage zusammengeschlossen: Bottrop, Dinslaken, Essen und Gelsenkirchen strengten dieses Normenkontrollverfahren an, weil sie durch eine Vergrößerung des ohnehin gewaltigen Einkaufszentrums enormen Kaufkraftabfluss fürchteten. Auch die vermeintlich geprellte Bezirksregierung hatte sich seinerzeit an dem juristischen Kräftemesen beteiligt. Zunächst zogen zudem Gladbeck, Moers und Mülheim nach, deren Anliegen allerdings gar nicht erst vor dem Richter zugelassen worden waren - und zwar wegen nicht hinreichender Betroffenheit. Gerade mit Mülheim, das das Rhein-Ruhr-Zentrum ja auch ausgebaut habe, wolle man „nicht den Bock zum Gärtner machen“.

Die Kommentare der Gerichtsverlierer reichten nach neunstündiger Verhandlung von „Katastrophe“, „Dreistigkeit“ oder „Flächenbrand“ über „beispiellose Trickserei“ bis hin zu einer „regionalen Verantwortungslosigkeit“. Pikant am Rand: Auch wenn die Klage pro Forma und letztlich vergeblich weitergezogen wurde bis vor das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig, kündigten als erste Konsequenz alle unterlegenen Städtevertreter an, umgehend die eigenen Einzelhandelsflächen ausweiten zu wollen - und schon hieß es wieder „jeder gegen jeden“.

Immerhin: nicht mehr alle gegen Oberhausen. „Aktuell gibt es diese Ressentiments nicht mehr“, versichert Oberbürgermeister Klaus Wehling. Der Neid ist dem Respekt gewichen. Und auch die alt eingesessenen Oberhausener kommen nicht umhin, allmählich auch ein klein wenig stolz zu sein auf „ihr“ CentrO.

Schräg und schrill

***Holger Hagemeyers Theater
an der Niebuhrgr. fühlt sich an
keinen Kulturauftrag gebunden***

VON GUDRUN MATTERN

Wenn du es dir vorstellen kannst, kannst du es bauen, ist Holger Hagemeyer überzeugt. Das gilt für echte Baustellen ebenso wie für Projekte kreativer Art. Ein Fan des Musiktheaters ist der Chef der Niebuhrgr. schon immer gewesen, ein Liebhaber „von Stücken mit hohem Unterhaltungsfaktor“. So eines ist „Tarot“, das Musical mit Texten von Bea vom Endt und der Musik von Klaus Wittelsbach, die erste Holger-Hagemeyer-Produktion, die 1996 in der Dubois-Arena in Essen-Borbeck zur Uraufführung kam. „Es lief zehn Tage lang. Es war wunderbar. Da war der Grundstein gelegt für unsere Idee: Lass’ uns einen festen Spielort suchen.“

Warum sollte, was in New York funktioniert - in „Off Broadway“-Spielstätten Musicals zu zeigen, nicht, um das große Geld zu verdienen, sondern vorwiegend aus Spaß an der Freud - nicht auch im Revier gelingen, bevorzugt in Oberhausen, Hagemeyers Heimatstadt.

Ein geeignetes Domizil fanden Hagemeyer und seine Mitstreiter - „eine relativ kleine Gruppe von Allroundern“ - 1997 in der Schilda-Halle auf dem ehemaligen Hüttengelände an der Knappenstraße. „Ich kann nicht spielen und nicht singen, Sie werden mich nie auf der Bühne sehen“, sagt Hagemeyer. „Was ich kann, ist Stücke organisieren.“ Was er auch kann, ist vernünftig wirtschaften und investieren - und arbeiten, täglich mindestens 14 Stunden, auch an Wochenenden.

Es sollte ein Theater sein, das sich selbst trägt: „Wir müssen ohne Zuschüsse auskommen.“ Deshalb entstand der Show- und Partybetrieb. Die Halle als Theater und zugleich zum Feiern zu nutzen, war eine geniale Idee: Veranstaltungen und große Feten spielten einen Teil des Geldes ein, das der Musical-Showbetrieb brauchte, um zu überleben.



FOTOS: ERIK JOPPEK

***Ein bisschen Starlight und Glamour:
Produktionen wie „Las Divas“ kommen beim
Publikum gut an***

Schilda - der Name der Bühne war mit Bedacht gewählt und mehr als eine Anspielung auf manch eine bürokratische Hürde, die es für das freie Theater zu überwinden galt. Die Schildbürger stellten sich bekanntlich dumm und interpretierten jede Aussage, auch Metapher, wörtlich. Dies war so erfolgreich, dass sie dabei blieben und dadurch genauso bekannt wurden wie einst wegen ihrer Klugheit.

Hagemeyer verhielt sich früh durch eine Dummheit klug. Da war er 14 Jahre alt und wurde als Malerlehrling vom Gesellen in den Keller gesteckt, zum Rostklopfen und Gitterpräparieren, „damit der Alte sich ungestört in der oberen Etage mit der Hausfrau vergnügen konnte“. Ja, Schoten aus „Christel von der Post“ hat es nicht selten wirklich gegeben. Der junge Hagemeyer hat sich aber gewehrt, hat die Kellerfensterscheiben gleich mit angestrichen - und wurde, als es auffiel, den ungeliebten Job wieder los. So war der Weg frei für die neue Ausbildung zum Gebäudereiniger. Ein Glücksgriff - er hatte dies selbst nicht sofort erkannt: „Ich will nicht putzen.“ Er nahm mangels Alternative trotzdem an, auch weil er nicht wie der Vater auf die Hütte wollte. Doch das Vorzugs-Geheimnis der Branche lernte er schnell zu schätzen: „In diesem Beruf gibt es keine verschlossenen Türen.“



*In mediterranen Farben gehalten:
der Vorraum des Theaters hat auch ein
Podium für Kleinkunstpräsentationen*

Gebäudereiniger sind immer unterwegs - und Vorsicht: Sie fangen Lifestyle-Eindrücke ein. Ob in Villen, Chefetagen, Universitäten - ihnen öffnet sich die Welt der Reichen, der Denkenden und derer, die sich dafür halten, denn: Wer sich eine Reinigungsfirma in den 70er Jahren leisten konnte, roch nach Wohlstand und nach Anderssein. Die Berufsschule führte Hagemeyer nach Düsseldorf, die Staatliche Desinfektorenschule nach Köln, wo das Leben pulsierte und dem Jungen vom Bermensfeld die Augen öffnete - für alles, was möglich ist, auch kulturell.

Ein Vorteil: Der Gebäudereiniger kann praktisch alles sanieren und umfunktionieren. Hagemeyer ist auch wegen seines handwerklichen Könnens Mitgründer der Bunkergemeinschaft Freizeitzentren zur Förderung regionaler Kultur gewesen. „Wir haben damals (1975) Bunker hergerichtet, die Nachfrage nach Proberäumen für Bands und Kulturgruppen war groß.“

Mit 21 Jahren war er übrigens schon Meister, hatte eine eigene Firma gegründet, „die ich heute noch habe“ - zum

Glück für die Bu/rg. Der kursiv geschriebene Buchstabe h im Namen des Theaters steht auch für Inhalt und Programm und ist nicht nur gewählt worden, weil das Gebäude, das ehemalige Fördermaschinenhaus der Zeche Concordia, an der Niebuhrstraße steht. Was hier abgeht, ist zuweilen schräg und schrill, fällt aus dem Rahmen, fühlt sich an keinen Kulturauftrag gebunden - und serviert, wie auch schon in zehn Jahren Schilda-Halle, gern und erfolgreich mal ein wenig „Christel von der Post“. Warum auch nicht?

„Ich lache doch, du musst nur hinsehen!“ Den Spruch trägt Hagemeyer auf seiner T-Shirt-bekleideten Brust. Kultur ist auch, sich zu amüsieren. Der eine mag Schlager aus den 50er Jahren und 60er Jahren, der andere steht auf Rock oder Swing, der nächste erinnert sich gern an die Neue Deutsche Welle, die in den 80er Jahren ihren Anfang nahm, es gibt

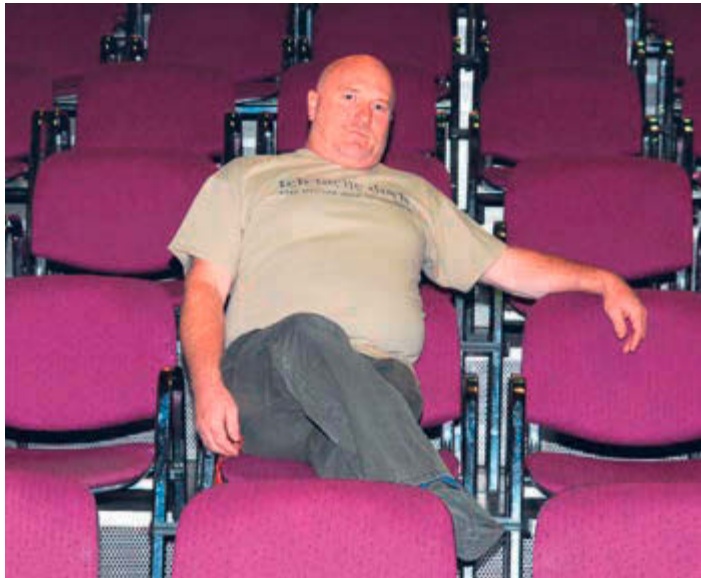
viele Liebhaber des Schwarzen Humors, Verwirr- und Verwechslungsspiele sind immer gefragt, „Himmel und Hölle, Liebe und Frust“, eine Show, die enthüllt, „Was Sie schon immer über Weihnachten wissen wollten“ ist längst Kult. Die Weihnachtsrevue ist auf der Bu/rg mit dem aus dem (Rechtschreib)-Rahmen fallenden h angesagt, wie früher in der Schilda-Halle, denn sie ändert bei jeder Neuauflage mindestens 10 Prozent des Inhalts. Immer wieder gern gesehen... Dass es vielen Menschen einfach gut tut, vermeintlich abgedroschene Phrasen mit neuem musikalischen Klang und in spannendem Zusammenhang serviert zu bekommen, ist die Bestätigung fürs ehemals Schilda- jetzt Niebu/rg-Theater. „Haben wir gelacht!“ Klasse. Du musst nur hinsehen!

„Wenn ein Stück gefragt ist, warum soll man es absetzen?“ Eine Frage, die sich ein Musical-Fan niemals stellt, schon gar nicht ein Liebhaber der „Offside-Broadway-Szene“. Warum rollt immer



Regelmäßig finden sich im Spielplan auch unterhaltsame und lustige Stücke für Kinder

Schon immer ein Fan des Musiktheaters gewesen: Niebu/rg-Chef Holger Hagemeyer



noch der Starlight-Express? Weil er ankommt. Genau das können Produktionen wie „Tarot“, „Las Divas“ - für die Kinder „Die Olchis räumen auf“ oder „Drachenland“ - „Ich will ein Baby“ oder „Glücklich verstorben“, ein neues Werk, für sich in Anspruch nehmen.

Ein bisschen Starlight haben Hagemeyer und Team übernommen: Rollen in Stücken sind bis zu dreifach besetzt und können im Laufe der Jahre neu vergeben werden. Schließlich müssen die Darsteller auch anderswo mitspielen können.

Im Schilda-Theater hat manch eine Karriere begonnen, weil es immer talentierten Anfängern eine Chance gab: Florence Kasumba, Erstbesetzung der Prinzessin Aida im gleichnamigen Musical von Elton John, hat beispielsweise hier einst auf der Bühne gestanden. Ob Profi oder nicht, die Darsteller müssen im VRR-Gebiet (Verkehrsverbund Rhein-Ruhr) wohnen, und auch das ist wieder ein wirtschaftlicher Trick. „Sie haben meistens kein Auto und sind auf den öffentlichen Nahverkehr angewiesen.“ Das neue Theater an der Niebu/rg ist diesbezüglich ein Hit mit Bus- und Zugverbindung direkt vor der Tür.



*Umgeben von altem Baumbestand:
Im ehemaligen Fördermaschinenhaus der Zeche
Concordia spielt heute das Niebuhr-Theater*

Wer aber Hagemeyer und das Niebuhr-Theater an der Niebuhrstraße, direkt an der Grenze zwischen Duisburg-Meiderich und Oberhausen, rein aufs deutschsprachige Musical beschränkt begreifen wollte, irrt: Was hier geschaffen wurde und wird, ohne „Hilfe“ eines Denkmalschutzes, ist allein architektonisch etwas, was seines Gleichen sucht. Hagemeyer hat im Video festgehalten, wie es einst aussah und was es jetzt ist: ein Schmuckstück, ein herrliches Gebäude - aus Alt mach' Neu - umgeben von altem Baumbestand, im schönen, repräsentativen Garten gelegen. Die Fassade der Bu/rg prä-

sentiert sich in wunderbar aufgeputztem historischen Glanz. Der Vorraum ist angenehm, groß, gestrichen mit mediterranean Farben, gemütlich, mit gemauerter Theke und einem Podium für Kleinkunstpräsentationen. Über eine Treppe (als Rollstuhlfahrer von außen über eine angebaute Rampe) erreichen Besucher den Theatersaal mit begeisternder Höhe und einer schräg gestellten Zuschauertribüne, die - im Gegensatz zum Schilda Theater - einen freien Blick garantiert. 185 Personen finden hier Platz vor der acht Meter breiten Bühne.

Aus dem „Horrorladen“, einem verkommenen „Schrotthaufen“ ohne verwertbares Material - denn alle versetzbaren Teile waren bei Hagemeyers „Übernahme“ längst aus dem Gebäude geklaut - hat das Schilda-Team ein Kleinod gemacht. Doch was es bisher gibt, ist nur Teil der Vision. Auch die anderen Gebäude, die auf dem 11000 qm großen Grundstück stehen, sollen vor dem Verfall gerettet und kulturell genutzt werden. Die Zeit der Parallelwelt, Party und Theater, ist überwunden. Aber Hagemeyer, der in die Niebu/rg 2,5 Millionen investierte, wäre nicht er, wenn er nicht schon neue Nutzungspläne hätte. Partnerschaften heißen Nachbarschaft und Kulturhauptstadt 2010. Schließlich soll die nachhaltig wirken und auch den Menschen vor Ort Vorteile bringen. Stichworte: „Kultur- und Theaterlandschaft Lirich“ und Landesprogramm „Initiative ergreifen“.

„Es befriedigt mein Herz“, begründet Hagemeyer, warum er überhaupt in Kultur investiert und einen Förderzuschuss beantragt hat, um die ehemalige Lohnhalle zu sanieren, um dort ein Sprechtheater mit 50 Plätzen zu schaffen, warum ihm vorschwebt, eine Freilichtbühne zu errichten, eine Jugendbühne zu betreiben und fürs junge Publikum vorhat, „Produktionen einzukaufen, denn die Problematiken der für sie relevanten Stücke veraltern schnell“. Warum sollen sich nicht frei schaffende Künstler auf dem riesigen Gelände etablieren?“ Zu den Nachbarn hat er ohnehin einen guten Draht.

Hagemeyer sieht alles schon so, wie's aussieht, wenn es fertig ist, obwohl er schon mächtig mit den Hufen scharrt. Es ist schwer für einen wie ihn, abzuwarten, bis ein Antrag bewilligt ist. „Hätten wir das o.k., hätten wir längst angefangen.“ Doch einem Grundsatz bleibt er ganz sicher sein Leben lang treu: „Wir können nur so viel Geld ausgeben wie wir einnehmen.“ Einnehmen will er, „um die (Kultur-) Seele zu befriedigen“. Denn: „In die Kiste kann niemand sein Geld mitnehmen.“ Er lacht, du musst nur hinsehen.

FREIZEIT

Draußen und frei

Pfadfinder-Erlebnisse können Eltern nicht bieten

VON GERD WALLHORN

FOTOS © WALLHORN



Pfadfinderarbeit ist auch kirchliche Jugendarbeit

Pfadfinder? Ach ja, jeden Tag 'ne gute Tat. Das ist fast immer die erste Reaktion, spricht man mit jemandem über das Thema Pfadfinder. Gefolgt von einer kurzen Pause. Dann ein breites Grinsen: „Und Fähnlein Fieselschweif.“ Zur Erklärung: Das Unternehmen Fähnlein Fieselschweif war eine 18-teilige Comicserie der Walt Disney Company von Anfang 1997 bis Mitte 1998. Das Fähnlein Fieselschweif (engl. Junior Woodchucks) ist die Pfadfinderorganisation in der Welt von Entenhausen. Tick, Trick und Track, die Neffen von Donald Duck, gehören dieser Organisation an.

Hinzu kommt, dass man ja auch selbst ein Pfadfinderbild vor Augen hat: Mit kurzer Hose, Kluft und Halstuch stapft der Pfadfinder durch den Wald, hält abends ein Würstchen über das Lagerfeuer und singt anschließend alte Lieder zur Klampfe. Schaut man sich jedoch abseits aller Klischees die heutige Realität der Pfadfinder in Oberhausen an, bietet sich ein völlig anderes Bild.

DPSG heißen sie, genauer Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg. Der Verband versteht sich als Erziehungsgemeinschaft, mit ganz bestimmten pädagogischen Zielen. Etwa 95.000 Kinder und Jugendliche lernen in Gruppen von Gleichaltrigen „aufrichtig und engagiert ihr Leben und ihr Umfeld zu gestalten“. Dies geschieht in vier Altersstufen: Wölflinge (7 bis 10 Jahre) entdecken und gestalten ihren Alltag. Die Jungpfadfinder (10 bis 13 Jahre) erleben gemeinsam den Beginn der Jugend. Pfadfinder (13 bis 16 Jahre) wagen es, ihren eigenen Weg zu gehen. Rover (16 bis 20 Jahre) sind unterwegs, erkunden die Welt und packen Probleme an. Begleitet werden die Kinder und Jugendlichen durch erwachsene Leiterinnen und Leiter.

Der Verband, der in Deutschland seit 1929 besteht, beherbergt derzeit 25.000 Wölflinge, 21.500 Jungpfadfinder und Jungpfadfinderinnen, 14.000 Pfadfinder und Pfadfinderinnen und 14.500 Rover und Roverinnen. Sie sind verteilt auf 25 Diözesen und 1400 Stämme und Siedlungen sowie 137 Bezirke.

Somit sind wir nun im Bezirk Oberhausen angekommen. Hier wird auch deutlich, dass Pfadfinderarbeit zur kirchlichen Jugendarbeit zählt. Denn angesiedelt sind die aktuell bestehenden sieben Stämme Oberhausens in jeweils einer Kirchengemeinde. Die beiden ältesten Stämme sind die 1947 gegründeten Stämme Herz-Jesu an der Pacellistraße 12 (38 Mitglieder) und St. Katharina an der Eschenstraße 65 (82 Mitglieder, www.dpsg-katharina.de). Der 1994 gegründete Stamm St. Antonius Alstaden (www.antonius-alstaden.de) mit seinen 50 Mitgliedern hat seine Gruppenräume am Antoniusplatz 5, der 1974 gegründete Stamm Unsere Liebe Frau (www.dpsg-stamm-ulf.de) zählt 68 Mitglieder und ist an der Mülheimer Straße 365 zuhause. 77 Mitglieder gehören dem 1988 gegründeten Stamm Heinrich Seuse (www.seuse.de) in St. Pankratius Osterfeld an, 36 Mitglieder dem 1952 gegründeten Stamm St. Clemens (www.dpsg-clemens.de), der seine Gruppenräume in der Sterkrader Klosterstraße 15 hat. Mit aktuell 116 Mitgliedern der zahlenmäßig stärkste Stamm ist St. Theresia, der 1977 gegründet wurde und seine Gruppenarbeit im Hause Mergelkuhle 1 leistet.



Lagerfeuer-Romantik ist auch heute noch etwas Besonderes

Fast 500 Pfadfinder sind zur Zeit in Oberhausen aktiv. Was treibt nun heutzutage junge Menschen dazu, sich als Gruppenleiter mit Jugendarbeit zu befassen noch dazu mit katholischer? Die Antwort ist bei allen gleich, fast wie abgesprochen. Karina Brachvogel aus dem Stamm St. Antonius formuliert es so: „Ich war selbst als Kind bei den Pfadfindern. Jetzt bin ich Leiterin, damit ich den Kindern von heute das weitergeben kann, was ich als Kind erleben durfte.“ Andreas Busch aus der Oberhausener Bezirksleitung ergänzt: „Erst als Gruppenleiter erfüllt sich das gesamte Stammesleben, angefangen als Wölfling durch alle Stufen bis hin zum Stammesvorstand. Ein tolles Gefühl.“ Wenn man so zusammen groß werde, sei auch die Leiterrunde ein Freundeskreis, was sehr gut für eine funktionierende Stammesleitung sei.

Da fragt sich, was man denn als Pfadfinder im Stammesleben Tolles erleben kann, um es dann den Kindern weiter-

zugeben. Auch hier gibt es bei der Beantwortung Punkte für Übereinstimmung. Über die christliche Lebenseinstellung, Toleranz, Zusammenhalt, Natur und Abenteuer kommen alle ganz schnell zum Wichtigsten für alle Pfadfinderstämme: das Lagerleben, draußen und frei. Alle Stämme in Oberhausen fahren zweimal im Jahr ins Lager. Ein fester Termin ist das Pfingstlager. Hier „klinkt“ sich nur St. Antonius aus. Die fahren zu Fronleichnam, allerdings auch mit Zelt wie die Anderen. Pfadfinderklischee hin oder her: Es ist schon - vor allem für die Jüngsten, die oft zum ersten Mal allein von zu Hause weg sind - ein echtes Aha-Erlebnis, zum Platz zu kommen und nichts ist fertig. Die Zelte müssen noch aufgestellt werden. Toiletten in Form von Donnerbalken müssen gebaut werden und auch das Essen müssen die Wölflinge



Zusammenhalt und eine christliche Lebenseinstellung sind den Pfadfindern wichtig

und Jungpfadfinder selbst kochen und das schmutzige Geschirr anschließend spülen.

Fast alle Stämme bieten im Wechsel auch Herbst- und Sommerlager an. Hier gibt es dann meist noch einen mehrtägigen „Hike“. Dabei sind sie mehrere Tage unterwegs und haben alles, was sie brauchen im Rucksack dabei: Zelt, Schlafsack, Kochtopf, Verpflegung.... Was sie jedoch nicht haben, ist ein fester Ort zum Übernachten. Den müssen sich die Kinder suchen. Das schweißt zusammen. Sie erleben die Natur unmittelbar. Geht's ins Ausland, zum Beispiel nach Schottland, hilft ihnen der weltweit gute Ruf der Scouts. Überall werden sie freundlich empfangen. Und es gibt kaum einen Bauern, der nicht ein Feld hat, wo sie ihre Zelte aufschlagen können. Wenn sie Glück haben, bringt er abends noch ein paar Minzblätter für die Kartoffeln.

Das sind Erlebnisse, die keine noch so engagierten Eltern ihren Kindern bieten können. Dieses Naturerleben wird für Stadtkinder immer wichtiger. Und

erst, wenn sie wieder zu Hause sind, fällt ihnen auf, dass sie im Zeltlager weder Fernseher noch Playstation hatten. Eine Idee übrigens, die bereits vor mehr als 100 Jahren Sir Baden Powell dazu brachte, die Pfadfinderbewegung ins Leben zu rufen.

Abschließend noch kurz zum Nachwuchsproblem. Kinder, die Pfadfinder werden wollen gibt es nach wie vor genug. Das Problem sind die Gruppenleiter. Bei aller Begeisterung wird es immer schwerer für junge Leute um die 20, die Zeit dafür aufzubringen. Gruppenstunden, Fahrten und Leiterausbildung: das ist sehr zeitintensiv. Dieser Aufwand ist mit dem heutigen Zeitdruck, sowohl in der Berufsausbildung als auch beim Studium, kaum noch zu vereinbaren. Hier müssen sich DPSG und Arbeitgeber etwas einfallen lassen, denn: Neuerdings wird in Stellenausschreibungen immer öfter explizit neben fachlicher auch soziale Kompetenz gefordert. Und die lernt man bei der DPSG.



Alle Pfadfinder-Stämme in Oberhausen fahren zweimal im Jahr ins Lager

Ehrgeizig und harmoniebedürftig

*Julia Gajewski steht für den
Damen-Basketball in Oberhausen*

VON RALF BÖGEHOLZ

„Welch eine Ehre!“ Julia Gajewski ist sichtlich und hörbar stolz, dass ihr ein Kapitel im Jahrbuch gewidmet werden soll. Nicht nur, weil das Buch seit vielen Jahren ein fester Bestandteil im Hause Gajewski ist, es ist für sie auch ein Stück Oberhausen. Ein Teil ihrer Heimatstadt, die ihr ans Herz gewachsen ist und die sie nicht missen möchte. Vor allem wegen der Mentalität der Menschen, die hier wohnen und für die sie eine Art Prototyp ist. Manchmal etwas schnodderig, aber immer direkt und ehrlich und vor allem nie nachtragend. Dass sie mit ihrer offenen Art zuweilen aneckt und die Menschen polarisiert, versteht sich von selbst. Ebenso unbestritten ist, dass niemand anderes den Damen-Basketball in dieser Stadt im vergangenen Jahrzehnt so geprägt hat wie Julia Gajewski, die großen Anteil an der positiven Entwicklung der evo New Baskets 92 hat und als Trainerin die erste Mannschaft fest in der Spitzengruppe der ersten Bundesliga etablierte.

Aber wer ist eigentlich die Frau hinter der Person, die während der Spiele ihrer Mannschaften am Spielfeldrand zuweilen wie ein HB-Männchen hin und her rennt und andererseits von vielen oft als cool bis arrogant bezeichnet wird. „Ehrgeizig und harmoniebedürftig“ sind die ersten Attribute, die Gajewski in diesem Zusammenhang einfallen und die zumindest beim Letzteren dem Zuhörer die Augenbrauen hochziehen lassen. „Doch, das ist so“, beteuert die 46-Jährige und fügt mit einem Grinsen hinzu: „Das sind schließlich auch die beiden Haupteigenschaften für mein Sternzeichen Skorpion.“ Dabei ist sie alles andere als eine romantische oder gar schicksalshörige Sternendeuterin. Vielmehr jemand, der sich mit einer großen Beharrlichkeit alles hart erarbeitet.



FOTOS (B): R. BÖGEHOLZ

Bewahrte 2008 die deutsche U20-Basketball-Nationalmannschaft vor dem Abstieg in die B-Gruppe: NBO-Trainerin Julia Gajewski

Das war schon als Spielerin so. Nachdem ihre Großmutter eine Anzeige an ihrer Schule, dem Bertha-von-Suttner-Gymnasium, entdeckte und die kleine Julia zum Basketball anmeldete, war nicht zu erwarten, dass die weder große noch sprunggewaltige Schülerin es bis in die Bundesliga schafft, in der sie später zwei Jahre lang spielte - dank einer guten technischen Ausbildung und unbändigem Kampfgeist sowie der im Basketball unerhört wichtigen Intuition und Cleverness auf dem Feld. „Ich habe halt nie aufgegeben und man konnte sich auf mich verlassen“, beschreibt sie ihre Spielweise rückblickend.

Eigenschaften, die sie als Trainerin von ihren Spielerinnen ebenfalls am meisten schätzt und erwartet. Dabei behandelt sie ihre Schützlinge grundsätzlich mit allergrößtem Respekt. Bei von manchen Trainerkollegen benutzten Begriffen wie „Spielermaterial“ könnte sie aus der Haut fahren. „Ich arbeite mit intelligenten Menschen, die freiwillig Basketball spielen. Wenn man diese entsprechend behandelt, bekommt man auch eine Menge zurück“, nennt sie ein für viele offenbar nicht selbstverständliches Erfolgsrezept. Dass sie Spaß dabei hat, ihren Leistungsgedanken als Trainerin jungen Spielerinnen zu vermitteln, hat sie früh gemerkt.

Schon mit 25 erwarb sie als eine von damals nur wenigen Frauen die A-Lizenz, was ein weiterer Ansporn war. „Überall hieß es, dass ich es nur geschafft hätte, weil ich eine Frau bin“, ärgert sich Gajewski noch heute, „aber im Verlauf der jetzt 20 Jahre habe ich wohl bewiesen, dass es auf andere Dinge ankommt.“ Schon früh lernte sie, dass man durch Leistung Anerkennung erhält und als Frau noch mehr leisten muss, um akzeptiert oder gar respektiert zu werden. Das auf, wie Gajewski sagt, bodenständige Art weiterzugeben, zeichnet sie seit über zwei Jahrzehnten aus und hat sich in der bundesweiten Basketballszene herumgesprochen.

NBO ist so seit Jahren eine der beliebtesten Adressen in Deutschland für junge Spielerinnen, die sich in einem ehrlichen und intakten Umfeld weiterentwickeln wollen. „Das alles wäre ohne John jedoch völlig unrealistisch“, legt Gajewski allerdings großen Wert darauf, den Erfolg nicht allein auf die eigene Fahne zu schreiben. Trainerkollege John F. Bruhnke, der vor einigen Jahren zum Oberhausener Klub stieß, bezeichnet sie als absoluten Glücksgriff, ohne den die sportliche Entwicklung des Vereins und vor allem die in Richtung Professionalität verbesserten Strukturen im Bereich der ersten Mannschaft nicht möglich gewesen wären.

Schließlich ist Gajewski hauptberuflich Lehrerin und dort mit ebensoviel Engagement bei der Sache. Als Mitkoordinatorin für ein neues pädagogisches Konzept engagiert sie sich auch an ihrer Essener Gesamtschule weit über das erforderliche Maß hinaus. „Wir wollen Anstöße geben für neue Ideen im Umgang zwischen Lehrern und Schülern“, erläutert sie den Ansatz, der gerade in einer Schule in einem sozial schwierigen Umfeld wichtig ist, in dem die Schule oft der Ersatz für die Familie ist.

Das kostet natürlich viel Zeit. Viele Mitbürger würden wahrscheinlich schon bei einem der beiden Jobs über zu wenig Freizeit klagen. Doch Lamentieren passt nicht zur stets positiven Oberhausenerin. Zwar gibt sie zu, dass manche Tage ru-



Immer voll engagiert und ganz nah dran an der Mannschaft

hig ein paar Stunden mehr haben dürften, wenn sie am späten Nachmittag direkt von der Schule in die Halle Ost fährt, dort das Training vorbereitet, leitet und danach am späten Abend sich mit ihrem Trainerkollegen akribisch auf den

Als Trainerin der 1. Mannschaft etablierte Julia Gajewski die evo New Baskets 92 fest in der Spitzengruppe der ersten Bundesliga



nächsten Gegner vorbereitet. Aber nicht, weil sie mehr Schlaf bekommen würde, sondern weil sie dann noch mehr Zeit in ihre Jobs stecken könnte. Fünf Stunden Schlaf pro Nacht müssen reichen, daran hat sie ihren Körper gewöhnt. Der kommt damit klar, weil er zwischendurch immer wieder auch Zeit zum Auftanken bekommt. Das geschieht bei Gajewski allerdings nicht auf dem Sofa vor dem Fernseher, der nur sehr sporadisch angeschaltet wird. Vielmehr wenn irgend möglich an der frischen Luft. „Ich brauche Bewegung und muss zwischendurch Wind durch meinen Kopf wehen lassen“, erklärt die naturverbundene Sportlehrerin, die sich bei einem Waldspaziergang erholt, dabei aber nicht abschaltet. „Beim Laufen an der frischen Luft habe ich die besten Ideen und kann dabei viele Dinge abarbeiten, ohne sie mir notieren zu müssen.“

Abschalten kann die Pädagogin auch, am liebsten mit ihren beiden Patenkindern Paula und Hannah, mit denen sie so viel wie möglich der noch verbliebenen Freizeit verbringt und die mit ihren Eltern so etwas wie eine Ersatzfamilie darstellen. Eine eigene existiert seit dem Tod ihrer Mutter vor wenigen Jahren - ihr Vater hatte sich schon vor ihrer Geburt „abgesetzt“ - im klassischen Sinne nicht mehr. Und auch eine partnerschaftliche Beziehung ist seit längerem kein Thema mehr. „Meine Beziehung ist irgendwie der Basketball und es ist nicht so, dass ich deswegen traurig bin“, sagt sie mit einem überzeugenden Lächeln. Und wenn es irgendwann dann doch funkt? „Dann wehre ich mich natürlich auch nicht dagegen. Aber ich glaube, dass mit Mitte 40 der Verstand eine viel größere Rolle in diesen Dingen einnimmt als mit 18, was die Sache nicht erleichtert.“

Das ist aber nicht die einzige Entwicklung, die sie im Laufe der Jahre durchschritten hat. Auch im sportlichen Bereich ist sie durchaus ruhiger geworden, etwa was ihre Eska-



Was ihre Eskapaden am Spielfeldrand angeht, ist Julia Gajewski inzwischen schon etwas ruhiger geworden

paden am Spielfeldrand angeht. „Ich kann immer noch nicht verlieren, aber mittlerweile bin ich in der Lage, eine halbe Stunde danach einigermaßen vernünftig darüber zu sprechen. Das hat früher mindestens einen Tag gedauert“, erinnert sich Gajewski, was viele in ihrem Umfeld nur bestätigen können. Praktiziert wird das nach den Heimspielen zu meist in der Theater-Gaststätte „Falstaff“ des RWO-Präsidenten Hajo Sommers, der ohnehin einen guten Kontakt zu NBO pflegt. Bei Knoblauch-Dip, Weißbrot und einem Glas Wein - in seltenen Fällen auch schon mal einem Ramazotti - werden hier bereits erste sachliche Analysen des vorhergehenden Spiels betrieben.

Ihre sportliche wie menschliche Weiterentwicklung und anerkannte Erfahrung dürfte auch ein Grund dafür gewesen sein, warum sie im Sommer eine andere Art von Erholung genießen durfte. Während die leidenschaftliche Wanderin und Bergsteigerin in den Vorjahren bevorzugt in den Ferien



Ihren NBO-Trainerkollegen John F. Bruhnke bezeichnet Julia Gajewski als „absoluten Glücksgriff“ für den Verein

in die Schweiz „zum Klettern“ reiste, war sie diesmal in offizieller Funktion in Sachen Basketball unterwegs. Vom Deutschen Basketball-Bund (DBB) wurde sie mit der Aufgabe betraut, die U20-Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft vor dem drohenden Abstieg in die B-Gruppe zu bewahren. „Ich konnte mich in der Zeit komplett um Basketball kümmern, das war Luxus pur und hat verdammt viel Spaß gemacht.“ Da auch der sportliche Erfolg mit dem Klassenerhalt hinzukam, ist es nun gut möglich, dass die Oberhausenerin auch im nächsten Sommer auf den Kletterurlaub verzichtet und erneut den deutschen Nachwuchs betreuen wird. Das ist durchaus als Bestätigung und Anerkennung ihrer Arbeit zu sehen, aber auch des NBO-Konzeptes, das auf kompetente Ausbildung junger Spielerinnen baut.

Und auf ein Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des Vereins. Nicht von ungefähr ist meist von der NBO-Familie die Rede, worauf der Vorsitzende Rainer Schulz sehr stolz

ist. „Wir wollen den Mädchen und Frauen das Gefühl geben, im Verein gut aufgehoben zu sein.“ Das gelingt durch viele Aktionen außerhalb des sportlichen Bereichs und durch die breite Aufstellung der Teams, die in praktisch allen Spielklassen vertreten sind. „Damit findet jeder für seinen Anspruch und auch den Aufwand, den er betreiben möchte, die zu ihm passende Mannschaft“, erläutert Schulz.

Etwas skeptisch sieht Gajewski daher den mittelfristig angedachten Umzug des Bundesliga-Teams in die frisch renovierte Willy-Jürissen-Halle. „Grundsätzlich ist das eine gute und vor allem notwendige Sache. Ich möchte aber verhindern, dass die erste Mannschaft damit vom Rest des Vereins abgenabelt wird“, befürchtet sie eine zumindest gefühlsmäßige Trennung von der NBO-Familie. Denn die ist die optimale Basis für den Spitzensport, in dem junge Talente schon früh und behutsam an höhere Aufgaben

herangeführt werden können. Nur dadurch ist es möglich, dass NBO im Konzert der überwiegend finanziell besser gestellten Bundesliga-Konkurrenz nicht nur mithalten kann, sondern sogar eine führende Rolle einnimmt, wie die Vizemeisterschaft 2005 oder der letztjährige dritte Platz zeigen.

Dass dies auch in ihrer Heimatstadt gewürdigt wird, macht die waschechte Oberhausenerin Gajewski - aufgewachsen im Marienviertel und mittlerweile in Styrum lebend - besonders stolz. „Das ist schon ein besonderes Gefühl, wenn etwa der Oberbürgermeister sich für unsere Spiele interessiert und uns nach dem zweiten Platz einlädt, damit wir uns ins Goldene Buch der Stadt eintragen“, unterstreicht Gajewski ihre harmoniebedürftige Seite.

Irgendwann wird sie sich jedoch vermutlich entscheiden müssen zwischen der engagierten Ausübung des Lehrerberufs und dem immer zeitaufwändigeren Trainerjob. „Daran möchte ich momentan aber noch nicht denken, schließlich geben mir beide Tätigkeiten unglaublich viel.“ Zum Beispiel ein Kapitel im Jahrbuch, das sicherlich wieder einen Ehrenplatz im Bücherregal einnimmt.

Als Fußball noch kein Event war

Vor 40 Jahren stieg Rot-Weiß Oberhausen mit Adi Preißler in die Bundesliga auf

VON HANNES FRITSCHKE

Natürlich verklärt auch hier die Erinnerung. Aber das tat sie doch - vor allem im Fußball - schon immer. Gewöhnlich färbt der nostalgische Blick die Vergangenheit in versöhnliches Rosarot, und leider entdecken wir die goldenen Zeiten fast nur im Rückspiegel - was nichts daran ändert, dass sie uns immer wieder das Herz wärmen. Springen wir also hinein mit Siebenmeilenstiefeln in das Jahr 1969. Der 25. Juni bescherte Oberhausen einen wunderbar lauen Sommerabend und mit dem 0:0 der Rot-Weißen gegen den Freiburger FC einen frisch gebackenen Bundesligisten. Ziemlich genau vier Jahrzehnte ist das nun schon her, und auf die Standardfrage, ob die Zeiten damals wirklich besser waren, fiel dem ratlosen Autor dieser Zeilen bisher niemals eine überzeugendere Antwort ein als diese: Sie waren einfach anders.

Keine Bierduschen bei den Profis, keine Turnübungen in der Fankurve, keine Widmung an die gerade verstorbene Mutter oder das frisch geborene Baby. Niemand fand die Bundesliga supergeil. Fußball war noch kein Event, sondern nur ein Spiel. Mit einem dreifach geschmetterten „Hipp-Hipp-Hurra“ artikuliert die Mannschaft damals im Niederreinstadion ihre Begeisterung. Und wer das mittlerweile spießig findet, liegt sicherlich nicht ganz falsch. Auf der anderen Seite hinderte das den WDR keineswegs daran, auch diesen schlichtesten aller schlichten Schlachtrufe live übers Radio zu schicken.

Die Stadt feierte den Bundesliga-Aufstieg die ganze Nacht hindurch, eingefleischte Fans blieben eine Woche und länger am Ball. Für viele mischte sich auch Erleichterung in die Freude, denn der Weg war steinig und führte nicht immer über den Pfad der Tugend. Mit dem 2:0 gegen Arminia Bielefeld hatte sich RWO am 4. Mai 1969 ebenfalls



FOTOS (v): RWO/ARCHIV

Den riesigen Siegerkranz trug am Tag der Regionalliga-Meisterschaft nicht RWO-Kapitän Friedhelm Koblunn, sondern Präsident Peter „Pascha“ Maaßen

im eigenen Stadion die Regionalligameisterschaft gesichert, die erst zur Teilnahme an der Aufstiegsrunde berechnigte. Jahre später stellte sich heraus, dass dieses Spiel verschoben war.

Ob die Mannschaft das wusste? Eher nicht. Jedenfalls fuhr sie nach der Partie auf offenen Wagen im Triumphzug durch die Oberhausener Straßen und ließ sich feiern. Auch dies allerdings wirkt im Rückblick geradezu kurios und wäre in heutigen Zeiten undenkbar. Denn noch hatte der Verein nichts erreicht, noch blieben genügend Chancen, sich gründlich zu blamieren. Denn die schwierige Aufstiegsrunde mit den Gruppengegnern Freiburger FC, dem SV Alsenborn, dem VfB Lübeck und Hertha Zehlendorf stand erst noch bevor.

In Erinnerung an den Tag der Regionalliga-Meisterschaft bleibt auch ein Foto, auf dem sich - noch auf dem Rasen - Peter Maaßen mit einem riesigen goldenen Siegerkranz schmückte. Wohl gemerkt, nicht der Kapitän oder der Torhüter, sondern der Präsident. Um den damals erfolgreichen Unternehmer strickten sich viele Geschichten. In unserer Stadt war er kaum weniger bekannt als die legendäre Oberbürgermeisterin Luise Albertz. Und kaum weniger ein-



RWO-Mannschaft 1968/69: Präsident P. Maaßen, Betreuer K. Feldkamp, Fr. Kobluhn, W. Scheid, Fr. Dick, L. Kobluhn, D. Hentschel, G. Karbowiak, H.J. Wilbertz, W. Ohm, Müller, D. Brozulat, F. Krauthausen, Trainer Preißler

Vor dem entscheidenden Heimspiel um die Regional-liga-Meisterschaft gegen Arminia Bielefeld entstand am 4. Mai 1969 dieses Mannschaftsfoto

flussreich. Der Pascha - wie er nicht umsonst genannt wurde - galt als unfehlbar, unbestechlich und über jeden Zweifel erhaben. Doch bei allen Verdiensten war er das so wenig, wie die Spieler durch den Erfolg zu Helden des Sports mutierten.

Genau 19 seiner Schützlinge hat der zurecht so bewunderte Trainer Adi Preißler im Aufstiegsjahr eingesetzt: Wolfgang Scheid, Friedhelm und Lothar Kobluhn, Dieter Hentschel, Friedhelm Dick, Werner Ohm, Hugo Dausmann, Dieter Brozulat, Hermann-Josef Wilbertz, Franz Krauthausen, Günter Karbowiak, Rainer Laskowsky, Georg Müller, Heinz Poll, Jürgen Jäger, Hannes Fritsche, Werner Kubek, Udo Redmann und Dieter Danzberg. Fast alle von ihnen gingen den Weg in die Erstklassigkeit mit.

Doch falls jemand geglaubt hatte, nun würde sich das Füllhorn des Reichtums über ihn ergießen, sah er sich getäuscht. Verträge mit Grundgehältern zwischen 450 und 1200 Mark legte Maaßen seinen Spielern zur Unterschrift vor. Das war damals zwar mehr als es sich heute anhört, aber immer noch wenig genug. „Wenn ihr viel Geld habt, macht ihr nur Unsinn“, ließ sich der Pascha immer wieder mal im Mannschaftskreis vernehmen. Auch wenn er dies

spaßig vortrug, meinte er es durchaus ernst. Und der neuerdings in manchen Klub eingeführte Achtstundentag war bei Rot-Weiß schon damals gang und gäbe. Nach dem zweiten Training am Nachmittag gab es für den Kader immer noch ein gemeinsames Essen. Der Präsident ließ sich jedoch zuweilen bis in den späten Abend Zeit, ehe er zur Spielersitzung an der Landwehr aufkreuzte. Vorher aber durfte niemand das Gelände verlassen.

Das Thema Bezahlung beschäftigte fortwährend die Mannschaft. Volle Stadien, aber leere Taschen bei den Spielern, hieß es schon seit den Zeiten der Oberliga West. Wo das Geld blieb, wagte aus dem Kader natürlich niemand zu fragen. Und auch die Öffentlichkeit hielt sich an diesem Punkt raus, denn Peter

Gespannte Mienen auf der Trainerbank: Mannschafts-arzt Dr. Franz Hecker, Vizepräsident Ewald Diel, Präsident Peter Maaßen und Trainer Adi Preißler (v. l.)





Mit einem O:O gegen den Freiburger FC im überfüllten Niederrheinstadion schaffte RWO am 25. Juni 1969 den Aufstieg in die Fußball-Bundesliga

Maaßen hatte die Oberhausener Presse auf Gleichschritt gebracht. Der leider viel zu früh verstorbene Friedhelm Dick war einer der klügsten und mutigsten im Kader. Der spitzzüngige Libero formulierte zuweilen auch Widerstand und hatte den Trick durchschaut: „Maaßen gibt dir zunächst lange Zeit nichts, und am Ende freust du dich dann über die Hälfte von dem, was dir zusteht.“ Dick stand als einer der wenigen etablierten Profis auch jüngeren Kollegen mit Rat, Tat und - ja, tatsächlich - zuweilen sogar mit finanzieller Unterstützung zur Seite. Die „Führungsarbeit“ der anderen Leitwölfe beschränkte sich indes weitgehend darauf, die jungen Spieler beim Präsidenten anzuschwärzen. Vielleicht die entscheidende Schwäche des Teams.

Dass sich an der Landwehr trotzdem ein Gefühl von Heimat und Wärme hielt, war sicherlich in erster Linie das Verdienst von Adi Preißler. Ein ausgewiesener Fachmann, und - viel wichtiger noch - ein warmherziger Mensch, der Verständnis für alles und jeden fand. „Fußball war sein Leben“,

wenn jemals auf irgendjemanden diese abgedroschene Floskel zutraf, dann auf Preißler. Der begnadete Techniker wollte eigentlich nie etwas anderes als dem Ball hinterher laufen und anschließend stundenlang darüber quatschen. „Sollen wir zehn Runden auf der Aschenbahn drehen oder lieber ein Spielchen machen?“, fragte Adi schon mal vor Trainingsbeginn. Wenn der Präsident dann plötzlich im 600er Mercedes anrollte, kamen zum Leidwesen seiner Schützlinge auch die schweren Medizinbälle zum Einsatz. „Damit der Pascha nix zu meckern hat.“

Eine einmalige Zeit, wie alle anderen Zeiten auch. Und eine wunderbare für viele, die sie miterlebten. Aber waren es tatsächlich „Unsere besten Jahre“, wie es in der gleichnamigen, 179 Seiten schweren RWO-Chronik von Peter Seiwert heißt? Es waren sicherlich die erfolgreichsten, weil sich der Verein für eine Weile unter den besten 18 Mannschaften Deutschlands halten konnte. Doch wie überall im Sport verbieten sich auch hier Vergleiche. Die aktuelle Mannschaft besitzt ihr eigenes Gesicht und ihren eigenen Charakter. Mit beidem kann sie sich jederzeit sehen lassen.

Der Autor Hannes Fritsche war 13 Jahre Fußball-Profi und spielte von 1968 bis 1971 für Rot-Weiß Oberhausen.

„In meiner Brust schlagen zwei Herzen“

Zu Besuch bei Oberhausenern, die als Gastarbeiter kamen und heimisch wurden - Zwei Familien, zwei Geschichten: die Şenocaks und die Scribanos

VON RUŞEN TAYFUR

Oberhausen ist durch Migration entstanden“, sagt Ercan Telli. „Deshalb haben die Menschen gelernt, damit umzugehen - und dies als Stärke zu nutzen.“ Wenn man den Geschäftsführer des Migrationsrates nach seiner Einschätzung des Zusammenlebens von Deutschen, Zugewanderten und deren Kindern fragt, fällt die Antwort erstaunlich positiv aus. Im Revier habe es schon immer Bewegung gegeben, sagt Telli, „und das ist das Wunderschöne“. Die bunte Mischung und die Fähigkeit, jahrhundertlang mit dem Thema Integration umgehen zu müssen und zu wollen, das mache „den Reiz und den Charme des Ruhrgebiets“ aus. Deshalb sei es hier auch wie in einem „Klein-Europa“. Und deshalb, so Telli, lebten auch die Zugewanderten gerne hier.

11.343 Türkeistämmige, 4000 Polen, 2600 Menschen aus Serbien und Montenegro, 2300 Italiener, 1900 aus der ehemaligen Sowjetunion, 1400 aus Bosnien-Herzegowina und noch viele andere mehr leben in Oberhausen, insgesamt stammen die Bürger der Stadt aus 134 Nationen. „Insbesondere im Ruhrgebiet“, sagt Telli, „werden die Menschen immer weniger, immer älter - und immer bunter.“ Deshalb sei für ihn klar: „Wir brauchen Zuwanderung. Wir sind darauf angewiesen, um die strukturelle Überlebensfähigkeit des Reviers sicher zu stellen.“ Mit dieser Aussage macht Telli sich selbst zum besten Beispiel für gelungene Integration: Weil er sich mit der Region, in der er lebt, identifiziert. Das tun auch die Mitglieder der Familien Şenocak und Scribano.

„Es war der 22. Juni 1966. Ich bin mit dem Zug gekommen und hatte einen gelben Pullover an. Als wir in Essen angekommen sind, war er ganz schwarz.“ Metin Şenocak hat sie schon oft erzählt, die Geschichte seiner Einwanderung,



FOTOS: WALLHORN (2), PRIVAT (4)

Die Şenocaks: Mutter Bedriye, Sohn Burak, Tochter Tuba und Vater Metin (v.l.n.r.)

die nicht als solche geplant war. „Meine Eltern haben sich getrennt, als ich 13 Jahre alt war. Ich wollte meine Mutter unterstützen.“ Gerade einmal 15 Jahre war er alt, ein Junge, der früh gelernt hatte, Verantwortung zu übernehmen. Es hieß, dass man in Deutschland zur Schule gehen und gleichzeitig arbeiten konnte. Unglaublich! Şenocak wollte es probieren, ließ dafür ganze sechs Untersuchungen über sich ergehen. „Das war, was ich am meisten gehasst habe“, sagt er. Doch es gehörte zum Prozedere. Die deutschen Firmen brauchten zwar Arbeitskräfte, wollten aber niemanden ins Land holen, der ihnen später zur Last fallen könnte. Von Kopf bis Fuß wurden die jungen Männer und Frauen durchleuchtet. Nur wer gesund war, bekam einen Arbeitsvertrag.

Şenocak hat alle Prüfungen bestanden. Er bekam die Erlaubnis, in seiner Geburtsstadt Ankara in einen Zug zu steigen, der ihn in dieses wundersame Land führen sollte. In ein Land, in dem sich alle Wünsche zu erfüllen schienen. Dort wollte er einige Jahre bleiben, bis er genug Geld zusammen hatte für sich und seine Mutter. Ausgestiegen ist der Heranwachsende im Ruhrgebiet - wo eine Malochse auf ihn wartete, die er sich nicht hätte träumen lassen. Er erinnert sich: „Ich kam zur Schachtanlage Lohberg. Gewohnt habe ich in



Als Berglehrling hat Metin Şenocak (l.) auf der Schachthanlage Lohberg angefangen, im Jahr 2000 unternahm er als Bergbau-Diplom-Ingenieur mit Tochter Tuba und Freund Kemal dort noch einmal eine Grubenfahrt

Dinslaken, im Pestalozzi-Dorf. Wir waren bei deutschen Familien untergebracht. Die wuschen und kochten für uns. Wir zahlten ihnen dafür Miete.“ Vom ersten eigenen Gehalt als Berglehrling. Dann wurde Şenocak Knappe. Bei einem schwedischen Lehrer, Magnusson hieß er, lernte der Türke seine ersten deutschen Worte. Und bei der Gastfamilie. Şenocak: „Alle gingen abends aus, nur ich habe immer freiwillig abgetrocknet. Damit ich mit der Hausmutter Deutsch sprechen konnte. Ich hatte es mir selbst versprochen: Ich lerne jeden Tag 30 Wörter.“

Şenocak war anders als die meisten anderen Jungs, die mit ihm aus der Türkei gekommen waren. „Ich liebte Fremdsprachen“, sagt er, „ich hätte viel lieber etwas im literarischen oder sozialen Bereich gelernt“. Das war zunächst undenkbar. Die jungen Männer mussten hart schuften: „Jeden Tag hatten wir 15 bis 20 Tonnen auf dem Rücken.“ Insgesamt 23 Jahre hat Şenocak im Bergbau gearbeitet. „Es war sehr, sehr schwer, eine akademische Karriere zu machen“, sagt er. Von etwa 700 Männern hätten es nur etwa 30 zum Ingenieur gebracht - darunter

Şenocak, der an einer Fachhochschule Bergbau-Diplom-Ingenieur wurde.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Metin Şenocak ist wie die meisten Türken, die einst als Gastarbeiter kamen, nicht in die Heimat zurückgekehrt. Und vor allem: schon lange kein Gast mehr. „Wenn ich aus dem Urlaub komme“, sagt Şenocak, „und das Oberhausen-Schild sehe, dann freue ich mich, das Herz geht mir auf“. 1978 hat er seine Frau Bedriye geheiratet, eine sieben Jahre jüngere Französisch- und Türkisch-Lehrerin aus Bursa. Schon nach zwei Monaten fand Bedriye Şenocak in Deutschland Arbeit. „Man brauchte damals viele Lehrer wie mich“, sagt sie, „die Kinder der Gastarbeiter kamen aus der Türkei und es gab türkische Anfangsklassen“. Bis heute gibt sie Türkisch-Unterricht, zurzeit an vier Grundschulen in Oberhausen. Nicht nur das Deutsch vieler Kinder sei schlecht, sondern auch ihre Kenntnisse der Muttersprache. „Die Eltern geben zu, dass sie es nicht schaffen, ihren Kindern beide Sprachen vernünftig beizubringen“, sagt die 51-Jährige, „sie sprechen Mischmasch“.

Bei ihren eigenen Kindern wollten die Şenocaks alles richtig machen: Erst die Muttersprache, dann ein gutes Deutsch, darauf haben sie von Anfang an großen Wert gelegt. Und es ist ihnen gelungen. Tochter Tuba und Sohn Burak sprechen beide Sprachen perfekt, was bestimmt auch mit ein Grund für ihren erfolgreichen beruflichen Werdegang ist. Burak studiert Architektur in Dortmund, Tuba arbeitet als Assistenzärztin in einem Krankenhaus in Wesel. Die 28-Jährige sagt, sie sei stolz auf ihre Eltern. „Sie haben unter Null angefangen.“ Heute wohnt die Familie im eigenen Haus.

Als Kind, sagt Tuba, habe sie sich manchmal gewünscht, wie ein normales deutsches Kind zu sein. Im Rückblick, so sagt sie, habe ihr diese Zerrissenheit zwischen der deutschen Welt draußen und der türkischen zuhause viel für ihre Persönlichkeitsbildung gebracht. „Weil ich mit zwei Kulturen aufgewachsen bin“, sagt Tuba, „kann ich mich überall schnell anpassen. Eigentlich haben wir ja Glück. Wir kennen die Vor- und Nachteile beider Kulturen - und wenn du ein bisschen Köpfchen hast, kannst du die Vorteile zusammenführen zu einer Synthese“. Ganz so idealistisch sieht ihr Bruder die Sache nicht. „Wir sind genauso wie die Deutschen“, sagt der 25-Jährige, „es gibt Kriminelle genauso wie es gute Menschen gibt. Aber alle finden es besonders, dass wir studieren - warum?“ Im Gegensatz zu seiner Schwester hat Burak auch schon Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht. Männer bekommen Vorurteile eher ab, glaubt er. Doch auch

Tuba hat das Gefühl, dass sich die Stimmung in den letzten Jahren geändert hat, dass die Fremdenfeindlichkeit zunimmt. „Das liegt an der Erziehung“, glaubt sie.

Ihre eigene Erziehung ist zum Glück immer aufgeschlossen gewesen. Offen, tolerant und neugierig waren Metin Şenocak und seine Frau allem Deutschen gegenüber. „Wir wollten die deutsche Kultur kennen lernen, aber auch unsere eigene Kultur leben“, beschreibt Metin Şenocak seine ersten Deutschland-Jahre. Er gab Deutsch-Unterricht und war 17 Jahre lang Mitglied im Ausländerbeirat. „Doch das hat nicht gereicht“, sagt Şenocak. 1985 gründete er gemeinsam mit anderen die Deutsch-Türkische Gemeinde Oberhausen. Damals, so Şenocak, sei die Situation völlig anders gewesen



Nach der Knappenprüfung wohnte Metin Şenocak (r.) mit seinem Freund Kemal Anfang der 70er Jahre bei einer deutschen Familie in Dinslaken-Bruckhausen

als heute. „Die Türken waren eine Blackbox. Heute ist der Dialog viel besser.“ Die Gemeinde, deren Vorsitzender Şenocak ist, gibt es jedoch immer noch, sie versteht sich als



Die jungen Eltern Scribano mit ihrem 1970 geborenen Sohn Franco

Brücke zwischen den Kulturen.

Integriert oder das, was man als integriert bezeichnet, ist Familie Şenocak längst. Die deutsche Staatsangehörigkeit wollen die Familienmitglieder deshalb jedoch nicht annehmen. „Dass wir Türken sind“, sagen Tuba und Burak, „daran ändert auch ein deutscher Pass nichts“. Nur Tuba hat es bisher getan, notgedrungen, wie sie sagt, damit sie auch alle Rechte als einheimische Ärztin genießen kann. „Es stört mich“, sagt Metin Şenocak, „dass ich erst meine Staatsangehörigkeit abgeben muss. Ich gehöre zu zwei Ländern, in meiner Brust schlagen zwei Herzen. Ich liebe Deutschland und die Türkei. Warum soll ich mich entscheiden?“

Auch Lucia Scribano erinnert sich noch ganz genau an ihre Ankunft in Deutschland. Es war 1964. Die Sardin war nur zu Besuch, sie wollte eine Taufe besuchen und sich dieses fremde Land anschauen, aus dem so viele Menschen jeden Sommer in ihre Heimat kamen. „Als ich ausgestiegen bin“, sagt sie, „habe ich mich umgesehen und gedacht: Das ist Deutschland? Schrecklich!“ Der Himmel war düster und verhangen, kein Wunder, dass sich das sonnenverwöhnte Mädchen erschrak. Trotzdem: Zwei Jahre später kam sie wieder. „Ich wollte nur ein bisschen Geld verdienen“, sagt Lucia Scribano. Doch als sie vom Tod ihrer besten Freundin erfuhr, wollte sie nicht wieder nach Sardinien zurück. Sie blieb. „An die Schwierigkeiten hat keiner gedacht“, sagt sie heute.

Auch Giuseppe Scribano kam Mitte der 1960er Jahre aus Italien ins Ruhrgebiet. In der sizilianischen Stadt Gela hatte er als Elektriker in einer Glasfabrik gearbeitet. „Ich dachte mir, in Deutschland gibt's bestimmt schöne Mädchen“, er-



Giuseppe und Lucia Scribano mit Sohn Giorgio und Rosaria Montesano, einer Freundin der Familie

zählt er scherzend. Dass es ein italienisches Mädchen sein sollte, das sein Herz erobert, das ahnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Kennen gelernt haben sie sich beim Gottesdienst der italienischen Gemeinde - und in der Eisdiele gleich nebenan, die zum Treffpunkt für die jungen Einwanderer wurde. Fast wäre es nichts geworden mit der jungen Liebe. Denn als Giuseppe Scribano 1968 von der Erdölraffinerie hörte, die in Gela eröffnet hatte, sah er eine Chance, in die Heimat zurückzukehren. Doch sein Plan scheiterte: Ihm fehlte der nötige Schulabschluss. Drei Monate später war er wieder in Oberhausen - und begegnete wieder Lucia. Ganz zufällig, am Hauptbahnhof. „Ich bin für dich zurückgekommen“, sagte er, damals noch im Scherz. 1970 wurde auf Sardinien geheiratet.

Die große Leidenschaft der Scribanos: gutes Essen und guter Wein. Weshalb der zweite Kulturschock der Mutter, nach dem schlechten Wetter, der deutschen Küche galt: „Das war eine Katastrophe“, sagt Lucia Scribano, „am schlimmsten war der Nudelsalat“. Ein Salat aus Nudeln, angemacht mit Mayonnaise, das hatten die Italiener noch nie gesehen. 1976 machten sie sich selbstständig, brachten den Deutschen italienische Spezialitäten näher. 25 Jahre lang führten sie ihr Feinkostgeschäft, danach 20 Jahre ein Restaurant, erst am Ruhrpark, dann an der Lothringer Straße. Viele Menschen lernten sie dadurch kennen - und wurden bei

den Feinschmeckern der Stadt zu einer festen Größe. Und die Scribanos haben wieder eine neue Idee: Zurzeit sind sie auf der Suche nach einem schönen Plätzchen für eine Enoteca - eine Kombination aus gehobenem Weinhandel, Feinkostgeschäft und kleinem Gastronomiebetrieb.

Ihre Liebe zum Essen gaben sie an ihre Söhne weiter: Franco ist Koch, Giorgio Einkaufsleiter eines Hotels. Überhaupt haben Lucia und Giuseppe Scribano ihre Kinder auf traditionell italienische Art großgezogen. „Wir sind genauso konservativ wie unsere Eltern“, sagt Giorgio. Die italienischen Wertvorstellungen, die große Bedeutung der Familie, all das will der 35-Jährige auch an seine eigenen Kinder weitergeben. „Nicht als Schutz gegenüber den deutschen Werten“, sagt er, „sondern als Wurzeln“. Er selbst habe immer zwischen zwei Welten gelebt, „aber irgendwann entscheidet man sich“. Giorgio hat sich für Deutschland entschieden, als Heimat, als Lebensmittelpunkt. Trotzdem glaubt er, nie „ein richtiger Deutscher“ sein zu können: „Schon allein der Name!“ Doch er hat für sich eine Lösung



Bei einer italienischen Woche 1987 auf dem Friedensplatz schneidet Giuseppe Scribano den landestypischen Prowolone-Käse

gefunden: „Ich bin Europäer mit italienischem Hintergrund“, sagt Giorgio. Für seine Eltern ist es etwas schwieriger. Sie werden immer Heimweh nach dem Land ihrer Kindheit haben. „Wir sind Italiener“, sagen sie klipp und klar. Doch eine kleine Ecke in ihrem Herzen gehört inzwischen einem anderen Ort: „nicht Deutschland, sondern Oberhausen!“

Die „perfekte Welle“ reicht bis ins Weltall

**Oberhausener Amateur-Radio-Club
DOK L18 ist seit über 60 Jahren
„on air“**

VON KLAUS MÜLLER

Treffpunkt: Freitagabend, am besten so gegen 20:30 Uhr, in der Falkenstein-Grundschule an der Liebknechtstraße. „Ist ein bisschen schwer zu finden“, lautete die Wegbeschreibung. „Wir stecken in dem Anbau hinter der Turnhalle in der ersten Etage.“ Freitagabend, es ist stockfinster, das hier rechts dürfte die Turnhalle sein - tja, und dann ist es doch ganz einfach, immer nur den Ohren nach. In schöner, kurzer Regelmäßigkeit erreicht mein Zwerchfell ein hochfrequenter Piepston. Wahrscheinlich gesendet von einem der vielen elektronischen Geräte, die in den Räumlichkeiten des Ortsverbandes Oberhausen im Deutschen Amateur-Radio-Club mit Gewissheit anzutreffen sind.

„Guten Abend. Ich bin DK4JM. Sind Sie neu hier?“ Äh, ja, schon, beantworte ich diesen „Treppenwitz“ auf dem Weg ins obere Geschoss und frage, wo ich denn den Vorsitzenden Werner Bauer finde. „DJ2ET sitzt im Versammlungsraum, zusammen mit DL5EI.“ Verflixt! Ich hätte doch längst mal die Fortsetzungen der Star Wars-Filme ansehen sollen. C-3PO und R2-D2 sind mir ja noch ein Begriff, aber diese Invasion an neuen Namen? „Hallo, ich bin Werner Bauer. Herzlich willkommen beim DOK L18.“ Moment mal: „KMü0815“ bittet jetzt dringend um Aufklärung - und taucht dabei tief in die weite Welt des Amateurfunks ein.

„Ist doch alles gar nicht so kompliziert“, schmunzelt Bauer, der vor neun Jahren zum Oberhausener Club fand und keine zwölf Monate später zum Ortsverbandsvorsitzenden gewählt wurde. „Also, DOK steht für Distrikts-Ortsverbands-Kenner. Anders formuliert: Alle 1.061 Ortsverbände, die im Deutschen-Amateur-Radio-Club organisiert sind, beginnen damit. Der vierte Buchstabe, in unserem Fall das L wie Lima, kennzeichnet den Distrikt Ruhrgebiet, und die 18 ist die



FOTOS: E. JOPPEK

**Die Oberhausener Amateurfunker haben „gute Karten“:
Jeder geknüpfte Kontakt wird mit einer so genannten
QSL-Empfangsbestätigungskarte beantwortet**

Nummer des Ortsverbandes Oberhausen. Da es im Funkverkehr fast nur Abkürzungen gibt, sind wir also DOK L18.“

Einverstanden, bis hierhin auch für den Laien noch nachvollziehbar. Aber warum hören Menschen wie er auf Namen wie Barcodes oder Roboter? „Aus exakt diesem Grund. Wir erreichen Funkfreunde auf allen Kontinenten dieser Welt. Wissen Sie, wie Werner Bauer in Australien ausgesprochen wird? Oder gar in Japan? Ohne das auch aus der Luftfahrt bekannte Alphabet mit seinen gängigen englischsprachigen Begriffen, die einen lizenzierten Funker per Buchstaben- und Ziffernfolge wie ein Flugzeug charakterisieren und klar erkennbar machen, wären wir aufgeschmissen“, erläutert DJ2ET - und Sascha Hoffmann, äh, Verzeihung, DL5EI, schlägt vor, zur besseren Verdeutlichung doch mal gleich „on air“ zu gehen.

Und da steht sie in Reih und Glied, all die komplizierte Technik, die verkabelt mit den nicht weniger als neun Antennen auf dem Dach des zehn Meter hohen Gebäudes der Falkensteinschule den Wellenritt in die große, weite Welt ermöglicht. Auf einer Frequenz zwischen 3.750 und 3.757 peilt Sascha Hoffmann einen Freund, der auf den Namen Lenny Wilson oder kurz MOKOM hört, in unserer britischen

Partnerstadt Middlesbrough an. Es rauscht, knistert, raschelt und pfeift in einer Art und Weise, die mich an längst vergangene Zeiten erinnert, als man versuchte, auf der Mittelwelle seines Transistors einen vernünftigen Empfang von Radio Luxemburg hinzukriegen. „Bei diesen Bedingungen lohnt es sich gar nicht, einen Ruf auszusenden“, erklärt Hoffmann. „Da liegt über der Insel wohl ein heftiges Gewitter in der

Tango“ zu hören. KB1KT lässt wissen, sich später wieder zu melden. Zurzeit sei er gerade „busy“ - und tschüss! Wo aber steckt jetzt KB1KT? „Gemäß seiner Sendererkennung in den USA, konkret etwa 30 Kilometer nordöstlich von Boston.“ Das sind Kontakte, die die Welt bewegen (wenn auch diesmal nur sehr kurz). Hauptsache: Per Zufall, freundschaftlich, ohne Polit-Kommissionen und Welt-Diskussionen. Das ist sie doch, die „perfekte Welle“!

Mehr davon!

Sascha Hoffmann dreht nur kurz am Rad des Empfängers. Gleiche Welle, aber auf Frequenz 14.168.76 auch wieder die gleiche Stelle? Pustekuchen! Diesmal sendet Delta Lima Five Echo India (DL5EI) direkt sein privates Rufzeichen, denn der Kontakt steht einwandfrei. Und zwar mit Sierra Victor Nine Golf Papa Victor (SV9GPV). Die Frage nach dem Wetter erübrigt sich aus unserer Sicht beinahe - schließlich sind wir mit Georgios bei Rethymnon auf der Insel Kreta in Griechenland in Kontakt. Wie bitte? Rethymnon? Es liegt wohl an die 20 Jahre zurück, dass ich exakt dort einen herrlichen Urlaub verbringen durfte. So klein ist die Welt, für Amateurfunker ohnehin.

Platz machen ist angesagt im Funkraum. Andere wollen an diesem Abend schließlich auch noch die weite Welt erobern, wenn gleich die meisten aktiven Mitglieder und In-

haber einer eigenen Lizenz auch daheim über die technischen Einrichtungen verfügen, um mit Empfänger, Antenne und Mikro per Funk „die Welle zu machen“.

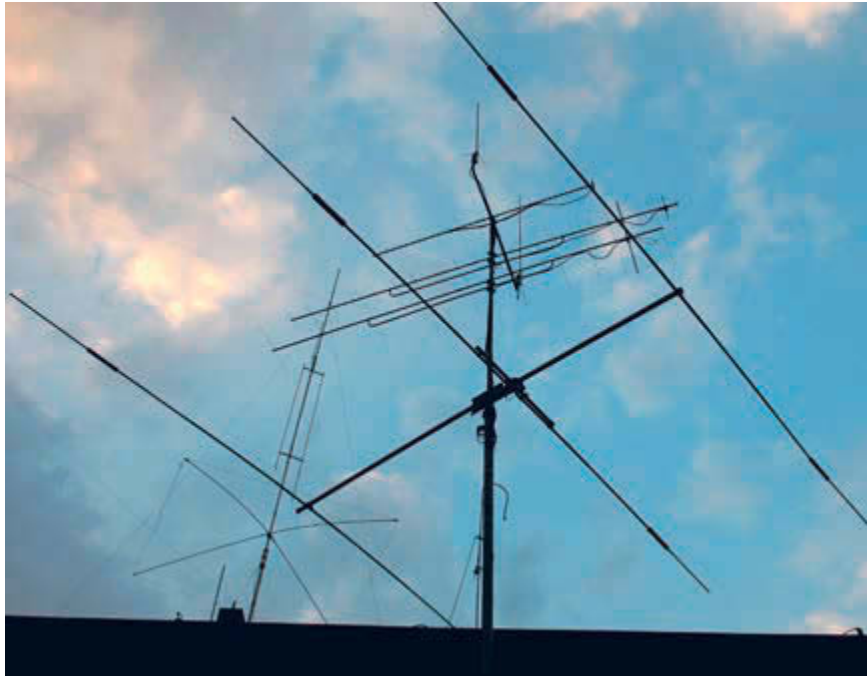
Zeit, um DJ2ET - das gibt's doch gar nicht, jetzt bin ich diesem Wahnsinn auch schon verfallen - also Werner Bauer zu der mehr als beeindruckenden Entwicklung seines Ortsvereins zu befragen. Denn: 2007 wurde ihm eine Auszeichnung als Anerkennung für den größten Zuwachs an neuen Mitgliedern verliehen. Das sind in Zahlen exakt 33 neue Funk-Versessene, darunter elf Jugendliche unter 18 Jahren. Insgesamt zählt der DOK L18 zurzeit über 130 Aktive und Passive - Tendenz weiter steigend nach dem Einbruch in den 90-er Jahren, als der Verein gerade mal knapp 60 Köpfe zählte. „Die Jugend für dieses interessante, spannende und in vielen Bereichen des täglichen Lebens sehr hilfreiche Hobby zu gewinnen - das stand und steht für mich klar im Mittelpunkt. Ich bin vor neun Jahren mit einer Vielzahl neu-



Früh übt sich: Künftige Amateurfunker müssen bei ihrer Prüfung technisches Fachwissen nachweisen. Hier nehmen Marcel (l.) und Dennis Jungmann einen Kurzwellenempfänger auseinander.

Luft, die Elektroden in der Atmosphäre laden sich auf - und die sorgen dann für dieses buchstäblich berauschende Ergebnis.“

Das wirft den erfahrenen Funker natürlich keineswegs aus der Bahn. Per Knopfdruck wechselt er auf das 20-Meter-Band, wählt die Frequenz 14.170 und ein paar Zerquetschte an - und das ganze Theater mit den Abkürzungen geht schon wieder los: „This is DL0L - calling CQ - and listening.“ Gesundheit! Derweil ich lerne, dass Delta Lima Zero Lima die offizielle Sendeerkennung für unseren Standort ist, CQ international für „come quick“, übersetzt also die Aufforderung, zu reagieren, steht und man aufmerksam zuhört, ist deutlich die Stimme von „Kilo Bravo One Kilo



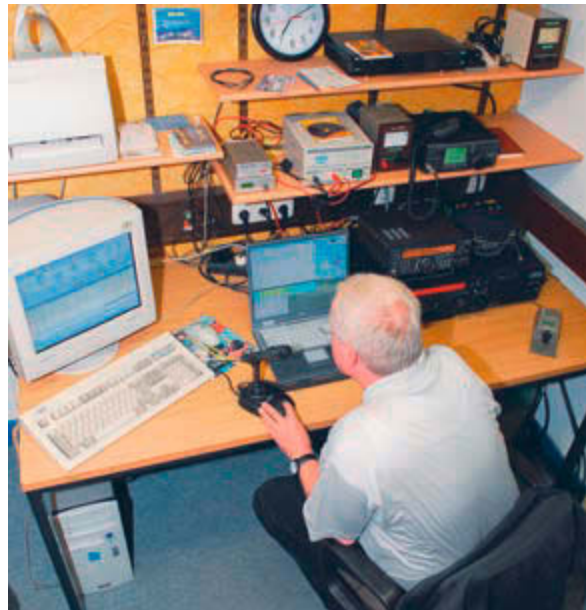
Sie garantieren die „perfekte Welle“: Auf dem Dach der Falkenstein-Grundschule sind nicht weniger als neun Antennen montiert. Die höchste von ihnen misst stolze zehn Meter.

er Ideen in diesen Verein mit eher alt-eingefahrenen Strukturen eingetreten. Vielleicht liegt es an meinem Drive, schon nach einem Jahr zum Vorsitzenden gewählt worden zu sein. Der Erfolg gibt uns aber Recht, und nur der zählt!“

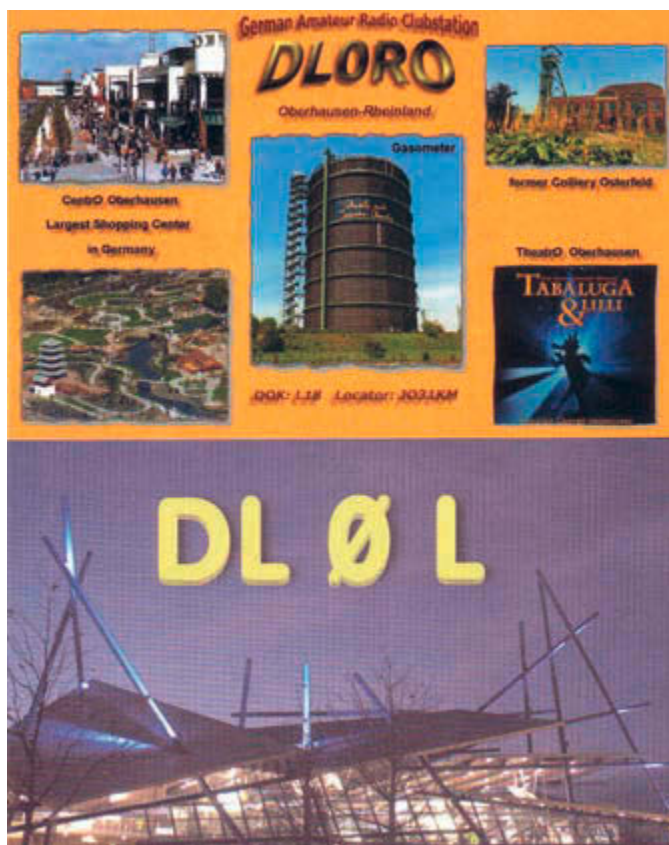
In einer Ecke des Versammlungsraums glüht der Lötkolben. Bauer zaubert aus einer Pappschachtel ein paar LED-Taschenlampen-Bausätze hervor. „Hier, Marcel, mach’ mal fertig!“ Der 15-Jährige, seit einem halben Jahr Mitglied im DOK L18, schaut sich den Haufen Kleinmaterial an und begibt sich an die Arbeit. „Bei der staatlichen Prüfung, die jeder Funk-Amateur ablegen muss, wird auch Elektronik-Fachwissen verlangt“, erläutert Bauer. Und da Marcel Jungmann, dessen Vater Jörg ihm den Funk-Bazillus quasi mit in die Wiege gelegt hat, später gerne als Kfz-Mechatroniker arbeiten möchte, kommen ihm Freizeitaktivitäten wie diese mehr als gelegen. Ob MP3-Player oder Handy - mit diesen Geräten kann er nicht nur umgehen, sondern er weiß, wie sie funktionieren. Und: Die Englisch-Noten haben sich (wenn auch noch ohne eigene Lizenz) durch das Funk-Training im Club deutlich verbessert.

„Das ist es, was ich forciert habe und auch weiter forcieren werde: Die Jugendlichen von der Straße holen, einer sinnvollen und nicht gerade dümmen machenden Freizeitbeschäftigung zuführen - und damit unseren Verein von der Basis her unterfüttern“, so Bauer. Dass die Kids bei der Stange bleiben, dazu tragen gemeinsame Unternehmungen wie die zweimal im Jahr auf dem Flughafen Schwarze Heide stattfindenden Field-Days bei. Zelten, Lagerfeuer-Romantik, Notfunk-Übungen ohne jeden Stromanschluss, Tests des eigenen Equipments, das Auffinden kleiner im Gelände versteckter Sender beim Funkpeilen - da kommt Freude auf! Wie auch bei Ausflügen, beispielsweise zur Bochumer Sternwarte oder zum Feuerschiff „Elbe 1“ in Bremerhaven, oder - wie gerade erst in den Herbstferien - zu Funk-Freunden im italienischen Camogli.

Der Oberhausener Ableger des Deutschen Amateur-Radio-Clubs ist jedoch nicht nur für die Jugend interessant. DO8HP, Verzeihung: der ge-



Technik, die begeistert: In den Funkraum des DOK L18 haben neben Mikrofon und Empfangsgeräten längst auch freundliche Helfer wie PC, Laptop & Co. Einzug gehalten



„Mit freundlichen Grüßen...“: Der Oberhausener DOK L18 verfügt über zwei Clubstationen - und somit auch über zwei Ausfertigungen der weltweit versandten QSL-Karten

bürtige Oberhausener Paul Hehn, immerhin 80 Jahre jung, steht für ein offensichtlich Generationen übergreifendes Hobby. Groß geworden ist der gelernte Maurer mit den legendären CB-Funk-Zeiten Mitte der 70-er Jahre. Seine Funker-Prüfung legte er noch bei „Lima 29“ in Duisburg-Walsum ab, ehe er Ende der 90-er dem Oberhausener Club beitrug. „Technik hat mich schon immer fasziniert. Heute, wo ich leider sehr schlecht laufen kann, ist der Funk noch mehr mein Tor zur Außenwelt.“

Das Motto lautet also: Spaß an der Freud haben, ob jung oder alt, Kontakte innerhalb und außerhalb des Vereins knüpfen, pflegen und ausbauen - und dies auf bisweilen äußerst kuriose Art. „Bei einer unserer Übungen in Leichlingen im Rheinisch-Bergischen Kreis haben wir mit unseren Geräten kurzerhand einen elektrischen Weidenzaun angezapft und Kontakt mit Südamerika aufgenommen. Die Augen des Bauern hätten Sie sehen sollen - die Leitung war astrein, man verstand jedes Wort.“ Ob der Landwirt heute Amateurfunker ist? Per Funk könnten sich doch völlig neue Dimensionen beim beliebten Spiel „Bauer sucht Frau“ ergeben...

Neben solchen „Aktionen“ sind wie der DOK L18 in Oberhausen übrigens alle internationalen Amateurfunk-Clubs gesetzlich dazu verpflichtet, im Falle eines Falles den Not- und Katastrophen-Funk zu übernehmen, wenn beispielsweise bei Feuerwehr, Polizei und Technischem Hilfswerk die komplette Technik streiken sollte. So helfen beispielsweise Schweizer Funker bei Lawinen-Katastrophen, und die Oberhausener hielten sich beim legendären „Kyrill“-Sturm bereit, der ja auch über unsere Stadt hinweg fegte. „Bislang ist es uns noch nicht passiert, dass wir Notfunk übernehmen mussten. Aber: Falls mal alles zusammenbricht und keine Kommunikation mehr über Festnetz, Handy, Fax, Mail, Internet oder sonst etwas möglich sein sollte, sind wir vorbereitet“, so Werner Bauer.

Gut sechs Jahrzehnte ist es her, dass Hermann Ferring, Ex-Marine-Funker auf einem U-Boot, 1947 den Oberhausener Amateurfunk-Club gründete. Die gesamten technischen Anlagen hatte er nach Kriegsende vom Schiff zu sich nach Hause retten können. Gemeinsam mit den damals 17 Vereinsmitgliedern wurde neues Equipment größtenteils noch selbst gebastelt, da es in den ersten Jahren nach den Kriegswirren keine fertigen Produkte zu kaufen gab. Das hat sich freilich deutlich geändert. In den heutigen Funkraum haben längst PC, Laptop & Co. Einzug gehalten. Und das weltumspannende Netzwerk führt mittlerweile auch immer „höher“ hinaus, zum Beispiel bis in den Weltraum, konkret zur International Space Station, kurz ISS. „Ich habe schon Thomas Reiter mit einer Schülergruppe funken hören. Da habe ich mich natürlich nicht eingemischt“, erinnert sich Pressewart Reinhard Oestreich oder DO2RO.

Es ist kurz vor 23 Uhr und natürlich immer noch stockfinster, als ich mit Werner Bauer das Gebäude der Falkenstein-Grundschule an der Liebknechtstraße verlasse. „Ach so, wäre übrigens toll, wenn Sie noch erwähnen würden, dass wir uns jederzeit über neuen Nachwuchs im Verein freuen. Interessenten jeden Alters schauen einfach am Freitagabend mal bei uns vorbei - oder informieren sich im Internet unter www.amateurfunk-oberhausen.de“, erklärt der Vorsitzende. „Na klar, wird gemacht“, entgegne ich - und plötzlich habe ich ihn wieder in schöner, kurzer Regelmäßigkeit im Ohr, jenen hochfrequenten Piepston, den ich im Funkraum aber gar nicht hörte. „Welches Ihrer Geräte sendet den eigentlich, und aus welchem Grund?“, frage ich Werner Bauer. „Keine Ahnung“, antwortet dieser. „Also, von uns stammt der nicht. Ich tippe mal auf die Alarmanlage der Schule...“

Die Drehscheibe der Region

*Von der Straße aufs Schiff,
vom Schiff auf die Bahn:
17000 Arbeitsplätze hängen in
Duisburg am Hafen*

VON WILLI MOHRS

Duisburg - größter Binnenhafen der Welt: So haben es Generationen von Schülern gelernt, so ist's griffig und greift doch zu kurz. Denn immer mehr „dicke Pötte“ aus England, Skandinavien oder Spanien machen in den höchst unterschiedlichen Häfen der früheren „Stadt Montan“ fest, nutzen die Qualität des Logistikstandorts, der längst auch Seehafen und ein gigantischer Verschiebebahnhof für Güter aus aller Welt ist, dazu Ziel ganzer Lkw-Flotten aus allen Ländern Europas. Und dem Hafen selbst ist Duisburg inzwischen zu eng geworden, er ist dabei, über die Stadt hinaus zu wachsen. Schiffe kommen noch immer nach Duisburg, aber das Zauberwort der Zukunftsbranche Logistik, die Trimodalität, markiert die Funktion des Duisburger Hafens für die gesamte Region.

Ein paar Zahlen und Fakten: Den Duisburger Hafen gibt es eigentlich nicht, wohl aber die Duisburger Häfen von Walsum im Norden der Stadt bis Huckingen im Süden, auf beiden Seiten des Rheins und an der Ruhr. Kernbereich ist der Ruhrorter Hafenteil mit seinen markanten zungenförmigen Halbinseln, die nach ihren traditionellen Nutzungen benannt sind: Schrottinsel, Ölinsel, Kohleinsel, Stahlinsel und so weiter. Sie gehören zu den öffentlichen Häfen der Hafengesellschaft Duisport, die jeweils zu einem Drittel der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Nordrhein-Westfalen und der Stadt Duisburg gehört. 55 Millionen Tonnen Fracht wurden dort im Jahr 2007 umgeschlagen.

Das aber ist lediglich die Hälfte des Gesamtumschlags aller Duisburger Häfen. Für die anderen 50 Prozent sorgen die Werkhäfen, vor allem mit dem Transport von Kohle, Eisenerz und Stahl für Unternehmen wie Thyssen-Krupp Steel und die Hüttenwerke Krupp-Mannesmann, die zusammen



FOTOS (v. u.): JOPPEK

**Fünf Container-Terminals gibt es in Duisburg
bereits, ein weiterer wird gebaut**

mit Mittal Steel aus Duisburg Europas Stahlstandort Nummer 1 machen. Rund um die Uhr, an 365 Tagen im Jahr, werden die Werkhäfen von Schubschiffen angesteuert, die vier bis sechs Leichter mit schwerer Ladung rheinauf drücken, beladene gegen leere Leichter tauschen und sofort wieder Richtung Rotterdam zurückfahren - im Taktverkehr fast wie eine S-Bahn.

Während der Schiffsverkehr bei der Versorgung der Stahlindustrie die tragende Rolle spielt, ist er in den öffentlichen Häfen vom Straßenverkehr über- und vom Bahnverkehr fast eingeholt worden. Der Hafen ist Drehscheibe zwischen Schiene, Straße, Wasserstraße. Am sichtbarsten wird diese Funktion in den Container-Terminals, die zudem für den wichtigsten Wachstumsmarkt stehen. Schiffe mit bis zu 500 Containern kommen von den Seehäfen wie Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen nach Duisburg, wo inzwischen fünf Container-Terminals tätig sind, ein weiterer wird gebaut. Während die Häfen an der See über mangelnde Straßen und Bahnkapazitäten samt Güter-Stau klagen, hat sich Duisburg in den letzten Jahren als leistungsfähiger „Hinterland-Hub“ profiliert. Von der Straße aufs Schiff, vom Schiff auf die Bahn, von einem Zug zum anderen und auch die Verladung



Der Hafen ist Drehscheibe zwischen Schiene, Straße und Wasserstraße

kompletter Lkw - alles ist möglich. 1,6 Millionen dieser weltweit genormten Blechkisten wurden 2007 im Duisburger Hafen bewegt, weiteres Wachstum ist fest eingeplant.

Immer wichtiger wird auch der Kohleumschlag für Duisburg. Allerdings geht es nicht mehr - wie in der Vergangenheit - um den Abtransport der Ruhrkohle, sondern um die Verteilung von Importkohle. Aus den Seehäfen wird das „Grubengold“ rheinauf gebracht, von dort erreicht es Abnehmer wie etwa Kraftwerksbetreiber im Hinterland Duisburgs oder noch weiter flussaufwärts.

Chemieprodukte, Erdölprodukte, Baustoffe und Schrott sind weitere wichtige Gütergruppen, die ihren Weg über Duisburgs Häfen nehmen. Dafür ist eine Menge Infrastruktur erforderlich: 13 Containerbrücken sind's zur Zeit, neun wasserüberkragende Hallen für den Umschlag wetterempfindlicher Güter, zwei Roll-on-/Roll-off-Anlagen für die Lkw-Verladung aufs Schiff, 1,5 Millionen Quadratmeter Hallenfläche, 600.000 Kubikmeter Tankkapazität, 130 Krananlagen und für ganz dicke Brocken ein Spezialkran, dem auch 300 Tonnen nicht zu schwer sind.

1350 Hektar misst das Duisburger Hafengebiet, es gibt 21 Hafenbecken und 180 Hektar Wasserfläche mit 40 Kilometer Ufer, von denen 16 Kilometer über einen Gleisanschluss verfügen. 300 Unternehmen sind im Hafengebiet tätig, 17.000 Arbeitsplätze hängen in Duisburg am Hafen, in der gesamten Region mehr als doppelt so viele.

Und die Bedeutung des Hafens wird wachsen, ebenso wie der Hafen selbst. Einen Schub bewirkte in den letzten zehn Jahren die Entwicklung des früheren Geländes der Krupp-Hütte in Duisburg-Rheinhausen zum Logistikzentrum „Logport“. Auf der 265 Hektar großen Industriebrache entstanden eine komplett neue Schieneninfrastruktur, zwei Container-Terminals und ein neues Straßennetz. Kurz vor der Fertigstellung ist zudem ein Anschluss an die linksrheinische Autobahn A 57. Eine

stolze Reihe namhafter nationaler und internationaler Logi-

Immer wichtiger wird auch der Kohleumschlag: Es geht aber nicht mehr um den Abtransport der Ruhrkohle, sondern um die Verteilung von Importkohle





Die Schrottinsel im Ruhrorter Hafenteil ist Deutschlands größter Schrottplatz und wichtig für den Stahlstandort Nr. 1

stikunternehmen konnte in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Ansiedlung bewogen werden. Inzwischen ist die Fläche weitgehend vermarktet, wo nicht gebaut wurde oder wird, bestehen Optionen. Deutlich kleiner mit rund 30 Hektar ist Logport 2 auf der rechten Rheinseite, wo wiederum ein altes Industriegelände für eine logistische Nutzung aufbereitet wird. Ein Container-Terminal direkt am Rhein ist dort bereits geplant, an Flächennachfrage mangelt es nicht.

Genau darin liegt eine Herausforderung für die Zukunft des Hafens: Denn er platzt aus allen Nähten. Logistik wächst weltweit, und Duisburg ist durch seine Lage an Rhein und Ruhr sowie im Hinterland der westlichen Seehäfen, mit seiner Vielzahl von Autobahnanschlussstellen und Bahnverbindungen in alle Himmelsrichtungen ein gefragter Standort für alle, die Güter bewegen. Innerhalb der Duisburger Stadtgrenzen sind kaum noch weitere Flächen für Logistik zu aktivieren, daher geht der Blick in die Nachbarschaft. Mit der Montan-Grundstücksgesellschaft MGG, einer Tochter der RAG (Ruhrkohle), wurde im Jahr 2008 eine Zusammenarbeit vereinbart bei der Entwicklung ehemaliger Bergbau-

flächen. 400 Hektar davon sollen innerhalb eines Jahres bereitstehen, um unter dem Gütesiegel „Logport“ vermarktet zu werden. Anschluss an Schiene, Straße und Wasserstraße ist bedingt durch die Vorgeschichte der Grundstücke fast immer vorhanden, also die begehrte Trimodalität. Und der Duisburger Hafen wird nicht länger nur Hafen für die Region sein, sondern auch Hafen in der Region.

Hafen in der Stadt ist für Duisburg vor allem der Innenhafen, den die Hafengesellschaft frei gab, um eine neue Nutzung als Büro-, Kultur-, Freizeit- und Wohnstandort möglich zu machen. In den alten denkmalgeschützten Kornspeichern und Mühlen, die einst den „Brotkorb des Reviers“ ausmachten, und in zahlreichen Neubauten entstanden in den letzten Jahren hunderte von Wohnungen, tausende von Arbeitsplätzen, Gastronomie am Wasser, ein jüdisches Gemeindezentrum und das sehenswerte Museum für moderne Kunst in der Küppersmühle.

Mitten in der Innenstadt hat auch einst die Duisburger Hafengeschichte begonnen. Im Mittelalter blühte der Handel zwischen Oberrhein und Niederlanden, die Hansestadt Duisburg schuf die Verbindung vom Rhein zu den Hellwegstädten. Bis der prosperierende Handelsort urplötzlich auf dem Trockenen stand - und das im eigentlichen Wortsinne. Bis Mitte des 13. Jahrhunderts lag Duisburgs Zentrum, das



Der Duisburger Hafen ist längst auch ein gigantischer Verschiebepbahnhof für Güter aus aller Welt

Gebiet um das heutige Rathaus, nämlich unmittelbar am Rhein. Doch der war plötzlich weg. Er hatte, was zu Zeiten vor der Flussregulierung samt Eindeichung durchaus nicht selten war, eine der unzähligen Rheinschleifen durchbrochen und sein Bett um vier Kilometer nach Westen verlagert. Aus war's mit Duisburgs Rolle als Hafenstadt.

Ruhrort, wenige Kilometer entfernt auf dem anderen Ruhrufer liegend, profitierte dagegen vom launischen Rhein, aber ein richtiger Hafen entstand erst 1716 an der Ruhrmündung. Aufschwung ins Handelsgeschehen brachte die Kohle ab Mitte des 18. Jahrhunderts, einige Jahrzehnte später begann die große Zeit von Kohle und Stahl, die aus den verschlafenen Städten an der Ruhr das größte industrielle Ballungsgebiet Europas machte. Und der Ruhrorter Hafen expandierte mit, eine Erweiterung folgte der anderen, aus kleinen Hafenbecken wurden große, aus einem Hafenbecken wurden viele, die Eisenbahn hielt Einzug ins Transportwesen, und der Hafen wurde ein wichtiger Verknüpfungspunkt. Gleise verbanden die Zechen mit dem Hafen, von wo die Kohle per Schiff zu den Abnehmern weitertransportiert wurde. Holz in gewaltigen Mengen, wie sie der Bergbau für

den Grubenausbau brauchte, über den Rhein an die Ruhr.

Auch in Duisburg wurde wieder vom Hafen geträumt - und dann auch gehandelt. Vom Rhein zur Altstadt entstand ein Kanal, der heutige Außen- und Innenhafen. Die Ufer wurden begehrte Standorte für Unternehmen, ebenso die Ufer des Rheins. Verladeanlagen von Zechen, Stahl- und Hüttenwerken entstanden, Chemieindustrie siedelte sich an, kaum ein Fleckchen Ufer blieb in Duisburg ohne wirtschaftliche Nutzung. Doch noch einmal drohte der Hafen auszutrocknen: Durch Erosion und andere Gründe hatte sich der Rhein tiefer in sein - inzwischen reguliertes - Bett gefressen, in den Hafenbecken sank der Wasserstand. Abhilfe schuf der Bergbau:

Die Zeche Westende baute zwischen 1956 und 1968 die Kohle unter dem Hafengebiet behutsam und exakt geplant ab, was zu einer großflächigen und schonenden Absenkung des Hafengebietes führte - eine gefeierte technische Meisterleistung.

Auch wenn die Lage am Rhein für Unternehmen nach wie vor begehrt ist, geht heute die Entwicklung vorsichtig in eine andere Richtung: In Hochfeld räumt die Industrie die Rheinfrost für ein großzügiges Parkgelände mit Platz für Bürobauten und Wohnhäuser. Im Hafenstadtteil Ruhrort soll im Herzen des Hafengebietes ein Teil einer Halbinsel zur Grünfläche im Wasser werden, und am Innenhafen, der nach einem Masterplan des britischen Star-Architekten Lord Norman Foster umgestaltet wurde, lässt sich schon jetzt hervorragend mit Blick rund ums einstige Hafenbecken promenieren und wohnen.

Spannend ist der Duisburger Hafen jedenfalls immer. Daher zum Schluss noch zwei Tipps: Am besten lässt sich der Duisburger Hafen vom Schiff aus erkunden. Rundfahrten bieten die DHG Weiße Flotte Duisburg an und die Atlas-Reederei in Ruhrort. Einen Besuch wert ist auch das Museum der Deutschen Binnenschifffahrt, das am Rande des ebenfalls sehenswerten Hafenstadtteils Ruhrort Platz in einem früheren Schwimmbad gefunden hat.

Blick zurück auf 2008

VON HELMUT KAWOHL

Die große und berechtigte Sorge um die städtischen Finanzen und die daraus resultierende Frage, wie es angesichts des prekären Defizits künftig um die Lebensqualität in Oberhausen bestellt sein wird, war 2008 das alles dominierende Thema in der Stadt. Was wird sich Oberhausen demnächst noch leisten dürfen? Die Ablehnung des im Juni vom Rat beschlossenen Haushaltssicherungskonzeptes durch die Bezirksregierung in Abstimmung mit dem NRW-Innenministerium schlug im Rathaus wie eine Bombe ein. Die Verfügung aus Düsseldorf, wonach die Stadt kurzfristig ein Sparprogramm mit deutlich größerem Volumen verabschieden und spätestens 2011 die Lücke zwischen Einnahmen und Ausgaben (2008: 157 Millionen Euro) komplett schließen soll, sorgte für Fassungslosigkeit. In der Bevölkerung solidarisierten sich spontan alle gesellschaftlich relevanten Gruppen gegen den drohenden Verlust von Lebensqualität in nahezu allen Bereichen. Zum Jahresende gab es dann erste leise Anzeichen, dass Stadt und Bezirksregierung zum Wohle Oberhausens wieder ins Gespräch über die Ursachen der hohen Verschuldung kommen und Ansätze zur Behebung der Misere miteinander erarbeiten wollen.

Erfreuliches gab es im Jahr 2008 auch zu berichten: Im ehemaligen Direktorenwohnhaus der St. Antony-Hütte hat die Stadt ein neues Museum bekommen, das die Geschichte der ersten Eisenhütte im Revier erzählt. Mit der Modellbahnwelt an der Marina ist die Neue Mitte Oberhausen um eine weitere Attraktion reicher geworden. Dass Oberhausen auch weiterhin viele Touristen von nah und fern anzieht, schlägt sich auch in den erneut gestiegenen Übernachtungszahlen der örtlichen Hotels nieder. Einen begeisternden Start unter neuer Intendanz hat das Theater Oberhausen hingelegt und die Fußballer von RWO, die jetzt wieder in der Zweiten Liga kicken, haben mit zwei Aufstiegen in Folge für eine Sensation im deutschen Fußball gesorgt.



FOTOS: THÖNE (2), WALLHORN (2), HALBERICH (1)

Nicht zum Nachahmen empfohlen: Der Christmas Circus begeistert auf dem alten Stahlwerkgelände

Dezember 2007 / Januar 2008

Neue Gesellschaft des DRK führt Betrieb im Pflegeheim Haus Alexandra fort • Jugend- und Kulturzentrum Druckluft gewinnt den Kruft-Kulturpreis • WDR kürt Theaterproduktion „Momo“ zum „besten Weihnachtsstück in NRW“ • Zoff im Milieu: Anwohner rund um die Flaßhofstraße wollen Beeinträchtigungen nicht länger hinnehmen • Aufsichtsrat der OGM stimmt dem Bau des Aquabades mit einem Investitionsvolumen von 19,6 Mio. Euro zu • Verträge werden unterzeichnet • MAN Turbo steigert Auftragseingang und Umsatz und will weitere 180 Fachkräfte einstellen • Straßentragedien: Innerhalb weniger Stunden sterben bei drei Verkehrsunfällen zwei Menschen • Christmas Circus begeistert auf dem ehemaligen Stahlwerkgelände • Evangelisches Krankenhaus legt Grundstein für das neue Haus A mit zentraler Eingangshalle • Chaos in der Silvesternacht: Wegen dichten Nebels warteten viele Feierfreunde vergeblich auf Busse und Taxen • Die kürzeste Karnevalssession aller Zeiten: Stadtprinz Hans-Georg II. und seine Crew im Dauereinsatz • Emscher-Sportpark gehört zu den ehrgeizigsten Entwicklungszielen der Stadt • Letzte Messe in St. Pius gefeiert • Sparkasse an der Falkensteinstraße nach Bombendrohung gesperrt • MAN GHH trennt sich von Grundbesitz: 180 Wohnungen stehen zum Verkauf an • „Gdanska“-Chef und Kulturmacher Czeslaw Golebiewski erhält den goldenen Verdienstorden der Republik Polen • Dichtungs-Spezialist Kempchen investiert 10 Mio. Euro in Neubau im Gewerbegebiet Waldteich • Stadt kündigt an, 45 Mio. Euro einsparen zu müssen, um ihre kommunale Selbstverwaltung zu erhalten • Michael „Mike“ Groschek soll Nachfolger von Wolfgang Grotthaus (SPD) als Abgeordneter im Bundestag werden



*Brannte in der Köpi-Arena ein temperamentvolles Feuerwerk ab:
Das japanische Taiko-Ensemble Yamato*

Februar

Prinz Hans-Georg II. erobert die Trutzburgen der Stadt - 150.000 Jecken verwandeln beim Umzug die Innenstadt in eine Karnevalshochburg • Kanadischer „Cirque du Soleil“ gastiert mit multimedialem Spektakel „Delirium“ in der Köpi-Arena • Vermarktung des 500.000 qm großen Stahlwerkgeländes gestaltet sich weiter schwierig • Im Ebertbad: Benefiz-Gala zugunsten der Aids-Hilfe mit Hape Kerkeling • Architektenwettbewerb ist entschieden: Gekrümmte Stahlblechschale soll künftig die Ausgrabungs-Fundstelle an der St. Antony-Hütte überspannen • Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH meldet: Noch mehr Touristen kamen 2007 in die Stadt - 247.840 Übernachtungen von über 152.000 Gästen • In neuer Solarsiedlung an der Emmericher-/Tackstraße in Holten beginnen die Erdwärm Bohrungen • Friedensdorf-Chartermaschine bringt 120 kranke und verletzte Kinder aus Afghanistan und dem Kaukasus zur Behandlung nach Deutschland • Klassiker „Einer flog über das Kuckucksnest“ begeistert im Theater • Anmeldungen: Hauptschulen verlieren weiter • Superintendent Dieter Hofmann verlässt Oberhausen und geht als Pfarrer nach Schermbeck • Oberhausen liegt beim Durchschnittsgehalt landesweit an vorletzter Stelle: Nur Bottroper verdienen noch weniger • Eislaufstar Katarina „Kati“ Witt begeistert ein letztes Mal in der Köpi-Arena • Abschied in der Ludwig Galerie: Direktor Bernhard Mensch und Kurator Peter Pachnicke gehen in den Ruhestand • Abbau der maroden Ripshorster Brücke beginnt • Archiv oder Aussichtsturm? Was wird aus Schacht IV in Osterfeld? • Grundsteinlegung für Modelleisenbahnwelt an der Marina • Japanisches Taiko-Ensemble Yamato löst in der Köpi-Arena Begeisterungstürme aus



*Beißende Satire in der Ludwig Galerie:
Manfred Deix war in der City*

März

Alte Brücke Ripshorster Straße wird abgerissen • Orkantief „Emma“ zieht ohne große Schäden über die Stadt hinweg • Ambulantes Hospiz Oberhausen freut sich über 556 Mitglieder • Verdi-Streik schlägt hohe Wellen: Kindergärten und Bäder bleiben zu, Müll wird nicht abgeholt, Politessen im Ausstand • Dr. Christine Vogt neue Direktorin der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen • „Deix in the City“: Berühmter österreichischer Satiriker Manfred Deix zeigt seine Arbeiten in der Ludwig Galerie • Medizinisches Kinder- und Familienzentrum am St. Clemens-Hospital eingeweiht • EKO und die Helios St. Elisabeth-Klinik kooperieren als „Darmzentrum“ • Sportkegler des SKV Holten schaffen Aufstieg in die zweite Bundesliga • LEG verkauft Teile der City-West: 475 Wohnungen gehen an holländischen Investor • Sanierung des Fachwerkgebäudes der St. Antony-Hütte fertiggestellt • Bewaffneter Mann raubt Sparkasse an der Schwartzstraße aus • Oberhausen erhält 9,44 Mio. Euro zurück, die die Stadt zuviel in den Solidarfonds Deutsche Einheit gezahlt hatte • Bürgerzentrum Alte Heid wird Mehrgenerationenhaus • 4:2-Sieg gegen Verl bringt RWO-Fußballer erstmals auf Platz 1 in der Regionalliga Nord • CentrO reagiert gelassen auf die neue Einkaufs-„Konkurrenz“ am Limbecker Platz in Essen • Botschafter des Friedensdorfes: Schauspieler Günter Lamprecht engagiert sich für Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten • Mit 1000 Gläubigen betet Ruhrbischof Felix Genn den Kreuzweg auf der Halde Haniel • Mit Sieg über Chemnitz erreichen die Basketball-Bundesliga-Damen von evo NBO die Playoffs um die Deutsche Meisterschaft • Babcock Gießerei bildet historische Produkte der St. Antony-Hütte nach, MAN Turbo baut die Modelle



„Echt sauber“: Beim großen Frühjahrsputz in der Stadt machten alle mit

April

Tarifabschluss im öffentlichen Dienst kostet die Stadt jährlich 1,73 Mio. Euro mehr • Metro für grünen Handel: „Pflanzenriese“ Landgard Cash & Carry eröffnet als erster Betrieb im Gewerbepark in der Neuen Mitte • Arbeiterwohlfahrt legt Grundstein für den Neubau der Seniorenanlage am Julius-Brecht-Anger • „Echt sauber“: 4000 Menschen machen mit beim Frühjahrsputz in der Stadt • Alstadener Gotteshaus St. Hildegard wird abgerissen • Immobilien für Senioren sollen entstehen • STOAG legt an der Max-Eyth-Straße Grundstein für neues, 4. Mio. Euro teures Verwaltungsgebäude • Mit 37 Jahren Verspätung erhält der ehemalige RWO-Mittelfeldspieler Lothar Koblunn für seine 24 Treffer in der Bundesligasaison 1970/71 die Torjägerkanone • Spritpreise rasen davon: Taxifahrer beantragen bei der Stadt eine Entgelt-Erhöhung • Deutsche Bahn informiert über Betuwe-Linie in Oberhausen: Drittes Gleis kommt und mit ihm ein aktiver Lärmschutz • „Atze“ Schröder philosophiert in der Arena über Ruhrgebiets- und Promi-Mütter • RWO schafft im Spitzenspiel der Regionalliga mit neun Spielern ein 0:0 gegen Tabellenführer RW Ahlen • Sechs Uraufführungen und viel Musik: Peter Carp, künftiger Intendant des Theaters Oberhausen, und sein Dramaturg Tillmann Raabke stellen neuen Spielplan vor • Im Gasometer präsentiert ein Sportartikelhersteller die Trikots der deutschen Leichtathleten für die Olympia • Richtfest für das neue Hallenbad Oberhausen • Astronaut Thomas Reiter erzählt im Gasometer von der Schönheit der Erde • Oxea stellt das komplette Werk Ruhrchemie auf den Prüfstand, um die Sicherheit zu dokumentieren und die Anlage zu modernisieren • Zweirad-Traditionsfirma Rola gibt nach über 90 Jahren auf



Die Sensation ist perfekt: RWO ist zurück in der zweiten Fußball-Bundesliga

Mai

54. Internationale Kurzfilmtage zeigen mehr als 430 Filme aus 80 Ländern • MAN Turbo legt weiter zu • „Lesen erLeben“: 120 Veranstaltungen sollen Kinder und junge Menschen zum Lesen motivieren • Baumeister Mühle feiert 150. Geburtstag • Einblicke in ein traditionelles Handwerk • Australier Rhys Pollock gewinnt 58. Internationales Radrennen um den Großen Preis der Möbelstadt Rück • Im Gewerbegebiet Waldteich errichtet ThyssenKrupp Materials International bis Mitte 2009 ein riesiges Logistikzentrum mit 400 Arbeitsplätzen • Anwohner fürchten um die Wohnqualität im Oberhausener Norden • 6000 Läufer, Walker und Handbiker begeben sich in Osterfeld auf die Weststrecke zum 5. Karstadt Marathon • Landschaftsverband Rheinland bewilligt 1,5 Mio. Euro für Sanierungsarbeiten am Peter Behrens-Bau • Waisenhaus in der ukrainischen Partnerstadt Saporisha heißt künftig „Oberhausen“ • Fernsehsender VIVA verleiht den bedeutendsten nationalen Musikpreis „Comet“ in der Köpi-Arena: Große Gewinner sind Tokio Hotel, Herbert Grönemeyer und Udo Lindenberg • Rheinisches Industriemuseum eröffnet in der St. Antony-Hütte neues Museum mit einer Dauerausstellung über die vor 250 Jahren gegründete erste Eisenhütte des Reviers • 15.000 Zuschauer kommen ins Niederrheinstadion, um den Aufstiegshit RWO gegen Erfurt zu sehen • 0:0 reicht aber (noch) nicht • 231 Positionen und 34 Seiten umfasst die Übersicht der Spar-Optionen, mit deren Hilfe der städtische Haushalt konsolidiert werden soll • Die Sensation ist perfekt: RWO-Fußballer schaffen mit 3:0-Sieg bei Union Berlin den Aufstieg in die Zweite Fußball-Bundesliga • Zwei Aufstiege in zwei Jahren • 5000 Anhänger feiern die Idole der „Malocherschicht“ am Centro



Prägte den Bildjournalismus der 60er bis 90er Jahre: Thomas Hoepker zeigte seine Fotografien im Schloss Oberhausen

Juni

Studenten der Bremer Hochschule für Künste präsentieren ihre Arbeiten beim Kunstsommer 2008 des Kunstvereins • Joachim Deterding zum neuen Superintendenten des Evangelischen Kirchenkreises gewählt • Verein VfR 08 feiert den 100. Geburtstag und freut sich über neuen Kunstrasenplatz • Im Lipperfeld eröffnet die 3300 qm große Gastronomie- und Sportanlage „Max“ mit vier Kunstrasenfeldern für Hallen-Fußball • Neue Hauptstelle der Stadtparkasse setzt städtebauliche Akzente in der City - 50 Mio. Euro wurden investiert • Maler und Lackierer veranstalten erstmalig einen Fassadenwettbewerb für die ganze Stadt • Problemkreuzungen am Werksgasthaus sollen umgebaut werden: Die Stadt plant, das Centro finanziert • Bei der „ExtraSchicht“, der langen Nacht der Industriekultur im Ruhrgebiet, wird erstmals auch die St. Antony-Hütte bespielt • Kulturhauptstadt 2010: 29 Projekte sollen aus Oberhausen kommen • 20 Mio. teurer Neubau der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik am Johanniter-Krankenhaus in Sterkrade eingeweiht • Ludwig Galerie zeigt 200 Aufnahmen des Fotografen Thomas Hoepker, der den Bildjournalismus der 60er bis 90er Jahre prägte • Theater-Intendant Johannes Lepper verabschiedet sich von Oberhausen mit der letzten Vorstellung von Hauptmanns Tragikomödie „Die Ratten“ • 500 Zuhörer lauschen im Gasometer einem Vortrag von Extrembergsteiger Reinhold Messner • 15-jährige Sterkraderin ertrinkt in der Ruhr • Auf den ehemaligen Tennisplätzen des TC Babcock am Kiwittenberg entstehen 50 Einfamilienhäuser • Rat der Stadt verabschiedet umfangreichstes Sparpaket seiner Geschichte • Osterfelder Ludger Schepers wird von Papst Benedikt XVI. zum Nachfolger von Weihbischof Franz Grave ernannt



Multi 2008: 400 Teilnehmer aus zehn Ländern kommen zur diesjährigen Jugendbegegnung

Juli

Dicke Luft am Tresen: Auch in Oberhausen gilt jetzt das Rauchverbot in Einraumkneipen • Initiative Pro Weierheide überreicht Oberbürgermeister Wehling Unterschriftenliste gegen geplantes ThyssenKrupp-Logistik-Center im Bereich Waldteich/Weierheide • Kindergarten St. Marien im Osterfelder Waisenhaus wird geschlossen • RWO-Legende Fredi Lauten stirbt im Alter von 81 Jahren - zwischen 1948 und 1965 insgesamt 400 Meisterschaftsspiele für den Verein absolviert • Dreiste Diebe klauen Kupferrohre und -platten von Fassade und Türen der Marienkirche • Auch die Baumeister-Mühle präsentiert in ihrem Sacklager eine Kunstsommer-Ausstellung • Air Liquide investiert auf dem Oxea-Gelände in Holten 80 Mio. Euro für eine neue Zerlegungsanlage • 400 Teilnehmer aus zehn Ländern kommen zur diesjährigen „Multi“-Jugendbegegnung nach Oberhausen • EVO kündigt Erhöhung des Preises für Erdgas um 17 Prozent an • Ripshorster Brücke soll noch 2008 wieder für den Verkehr frei gegeben werden • Luise-Albertz-Halle erhält begehrte ISO-Zertifizierung für ihr Qualitätsmanagement • Willy-Jürissen-Sporthalle erhält neue Decke und neuen Parkettboden • Umbau des Stadion Niederrhein mit neuer Rasenheizung wird pünktlich zu Saisonbeginn fertig • 600 amerikanische Autos am Centro beim 5. „US-Car-Treffen“ • OTHC-Tenniscracks starten erfolgreich in die Saison der 2. Bundesliga • Gasometer freut sich über 300.000sten Besucher der Ausstellung „Das Auge des Himmels“ • Eine große Zeit des Ruhrgebiets erwacht zu neuem Leben: Die Modellbahnwelt Oberhausen neben dem Sea Life-Aquarium feiert die Eröffnung • Der weltberühmte „Cirque du Soleil“ schlägt für fünf Wochen seine Zelte am Centro auf und feiert die Premiere seiner Show „Varekai“



*In der Neuen Mitte kann man demnächst baden gehen:
Die Stadtpitze legt den Grundstein für den Aquapark*

August

54 Trauungen am 8.8.2008 · Zukunftsweisende Solarsiedlung in Barmingholten feiert Richtfest · Saporoshje-Platz soll attraktiver werden: Beim 1. Sommer-Forum sind Ideen von Bürgern und Profis gefragt · Stadtpitze legt Grundstein für 19,6 Mio. Euro teuren Aquapark an der Marina · Technische Probleme erschweren die Startphase der Modellbahnwelt · Zwei Tage, umsonst & draußen, 18 Bands beschallen 9000 Fans: Olgas Rock auf dem ehemaligen Landesgartenschau Gelände · Vandalen dringen ins Alsbachtal-Schwimmbad ein: Betonbänke landen im Wasser · RWO unterliegt im DFB-Pokal dem Bundesligisten Bayer Leverkusen erst nach Verlängerung mit 2:3 Toren · CDU stellt Rechtsdezernent Dirk Buttler offiziell als ihren Oberbürgermeister-Kandidaten vor · „Schlaflos“, die 1. Oberhausener Kulturnacht, feiert gelungene Premiere: Shuttlebusse kutschieren die Nachtschwärmer zu Ausstellungen, Konzerten, Theater-Szenen und Lesungen · Bündnis für Familie feiert buntes „Fest der Generationen“ am Stadion Niederrhein · Konflikt um die ThyssenKrupp-Ansiedlung am Waldteich soll entschärft werden: Eigene Autobahnabfahrt und andere Anordnung der riesigen Hallen im Gespräch · Kollwitz-Kolleg wird Modellschule in Sachen Friseur Ausbildung - am Hans-Sachs-Berufskolleg gibt es jetzt eine Solarschule · Friedensdorf holt 133 verletzte und kranke Kinder aus Afghanistan und dem Kaukasus zur ärztlichen Behandlung nach Deutschland · Arbeiterhäuser der Ripshorster Siedlung in die „Route der Industriekultur“ aufgenommen · Traditionsclub OTHC wird zum Schuldenabbau mehr als die Hälfte seiner Plätze in der Neuen Mitte verlieren · Arbeitslosenzentren stehen nach der Streichung der Zuschüsse vor dem „Aus“



Beziehungsdrama: In Osterfeld erschießt ein Dortmunder den Ehemann seiner Ex-Freundin und tötet sich dann selbst

September

GHH Radsatz GmbH feiert 200-jähriges Bestehen · Superintendent Joachim Deterding und Synodalassessor Harald Wilhelm in ihre Ämter eingeführt · Großdiskothek Turbinenhalle wird wegen Renovierung für mehrere Wochen geschlossen · „Sternstunden“: Gasometer präsentiert ab April 2009 das Sonnensystem und den größten Mond auf Erden · 23. Auflage des Osterfelder Stadtfestes feierte den 250. Geburtstag der St. Antony-Hütte · Zwei neue Ratsmitglieder: Dorothe Radtke und Elisabeth Koß · Stadt will weitere Ansiedlung von Bordellen in der City verhindern · Grausames Beziehungsdrama an Bushaltestelle in Osterfeld: 39-jähriger Dortmunder erschießt Ehemann seiner Ex-Freundin und tötet sich anschließend selbst · Bezirksregierung und NRW-Innenministerium verweigern die Genehmigung für das vom Rat der Stadt beschlossene Haushaltssicherungskonzept: Regierungspräsident fordert Haushaltsausgleich bis 2011 · Mit der deutschen Erstaufführung der Oper „Woyzeck“ startet das Theater-Team unter Intendant Peter Carp in die neue Spielzeit · Ehemaligem Babcock-Chef Klaus Lederer wird in Duisburg wegen des Verdachts auf Insolvenzverschleppung der Prozess gemacht · Urteil: 18-monatige Freiheitsstrafe auf Bewährung und Auflage in Höhe von 250.000 Euro · Ensemble von „Tanz der Vampire“ nimmt Proben im Rheinischen Industriemuseum auf · Regisseur Roman Polanski kommt zu Besuch · Hörfunkakademie an der Essener Straße muss aus wirtschaftlichen Gründen schließen · Ludwig Galerie zeigt „Figuren und Ikonen - Grafik von Munch bis Kirchner, von Picasso bis Warhol“ · CentrO investiert 10 Mio. Euro in neue Verkehrsstruktur · Sportfest mit City-Lauf bei herrlichem Wetter ein voller Erfolg



Auch Oberhausen ist jetzt Umweltzone:
Nur mit Feinstaub-Plakette geht es in die Innenstadt

Oktober

Ab sofort nur noch mit Feinstaub-Plakette in die Oberhausener Umweltzone • Die Trommeln schweigen: Letzte Show der „Blue Man Group“ im Metronom Theater • Engagement freier Einrichtungen rettet das 1. Liricher Kultur Festival: Künstler treten nach Haushaltssperre ohne Gage auf • Stadt präsentiert ihre Gewerbegrundstücke in München bei der Expo Real, der weltweit größten Messe für Gewerbeimmobilien • Kämmerer Bernhard Elsemann betont: Stadt tut alles für den Etat-Ausgleich • Prälat Emil Breithecker wird offiziell als Stadtdechant verabschiedet, er bleibt Pastor von St. Barbara • Dr. Michael Dörnemann von Herz Jesu als Nachfolger benannt • Kinderfilmreihe bieten von Disney-Klassikern bis hin zu aktuellen Filmen ein abwechslungsreiches Programm • 250 Jahre St. Antony-Hütte: Die „Wiege der Ruhrindustrie“ hat Geburtstag • Basketball-Bundesliga-Damen von evo NBO gewinnen in Freiburg 79:71 • Sprecher aller Fraktionen versuchen, im Haupt- und Finanzausschuss die Kommunalaufsicht davon zu überzeugen, das brutale Spardiktat der Bezirksregierung zu lockern • 4500 Teilnehmer einer Großdemonstration machen deutlich, was sie vom Spardiktat halten • Hallenbad Oberhausen wird mit einem 25 Stunden-Schwimmen eröffnet • RWO schlägt Zweitliga-Spitzenreiter 1. FC Kaiserslautern mit 2:1 • Gasometer soll im Rahmen der Kulturhauptstadt Ruhr 2010 zu einem Weltreligionszentrum wachsen • Straßenbaumaßnahmen rund ums CentrO rechtzeitig vor Beginn des Weihnachtsgeschäftes abgeschlossen • Regierungspräsident Jürgen Büssow besucht zwei Tage lang die Stadt: Käthe-Kollwitz-Praktikanten dürfen ihre Ausbildung beenden • Galeria Kaufhof feiert am CentrO Richtfest für ihren Erweiterungsbau



Ersatz für das aufgegebene Hallenbad Ost:
Das neue Hallenbad Oberhausen an der Goebenstraße

November

375.000 Besucher sahen im Gasometer die Ausstellung „Das Auge des Himmels“ • RWO schlägt Bundesliga-Absteiger Hansa Rostock mit 1:0 und holt eine Woche später mit dem gleichen Ergebnis bei den Münchener „Löwen“ die ersten Auswärtspunkte der Saison • WM-Boxkampf in der Köpi-Arena: Felix Sturm besiegt Sebastian Sylvester • SPD-Parteitag nominiert mit 98,7 vH erneut Klaus Wehling als Oberbürgermeister-Kandidaten • CDU votiert mit 97 vH für MdB Marie-Luise Dött als Bundestagskandidatin • Ausstellung über Zwangsprostitution reist im STOAG-Bus durch die Stadt • Bergschäden in Alstaden: Über 30 Jahre nach der Schließung sacken Schächte von Concordia ab • Im Metronom Theater feiert Roman Polanskis Musical „Tanz der Vampire“ Premiere • Vor 70 Jahren brannten in der Reichspogromnacht die Synagogen: Oberbürgermeister Wehling legt am Standort der ehemaligen Oberhausener Synagoge an der Friedenstraße einen Kranz nieder • Neue Hiobsbotschaft aus Düsseldorf: Das Besucherzentrum, das im Rahmen der „Kulturhauptstadt 2010“ am CentrO errichtet werden sollte, darf nicht gebaut werden, weil die Zuschüsse der Stadt für den Betreiber TMO angesichts der prekären Haushaltslage nicht gesichert seien • 13.000 WDR 4-Fans bei der Schlagerparade in der Köpi-Arena • Busfahrer der Stadtwerke machen sich mit Deeskalationstraining fit für den Alltag • OB Wehling und Superintendent Deterding bitten NRW-Ministerpräsident Rüttgers, sich persönlich darum zu bemühen, dass sich die Kommunalaufsicht dialogbereit zeigt • Neue Hiobsbotschaft: Land streicht Projekte 2009 der Oberhausener Stadterneuerung von der Tagesordnung des Regionalbeirates

